eXperimenta

10/15/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Verdrängung

Eine “Scheißwelt” ist das.

Steffen Kurz ist kein Schnappschussfotograf
Flucht, Bewegung und Tod in der Literatur Teil Eins *Norbert W. Schlinkert*
second hand-Albtraum *Hella Neukötter*
Gestrandet *Steffen Salomon*
Beteiligt *Isabel Kritzer*
Pianoforte *Verena Nagel*
Scheibenkleister *Ina Leisenheimer*
Der Clown in der Finsternis *Sonja Ruf*
Anleitung zum Glücklichsein *Kim Ehinger*
Die Tochter des Arisierers *Traude Veran*
Fleckblut *Tobias Hainer*

Illustrationen:
Jürgen Janson, Steffen Kurz, Tim Moll, Isabel Kritzer

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Inhalt **Seite**

Titelbild: Steffen Kurz, Unterwasserschwimmer

Editorial Rüdiger Heins 3
Impressionen Steffen Kurz ab Seite 4
Steffen Kurz ist kein Schnappschussfotograf 4
Rüdiger Heins im **eXperimenta**-Interview 8
Die Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Drei 9
Flucht, Bewegung und Tod in der Literatur Teil Eins Norbert W. Schlinkert 11
second hand-Albtraum Hella Neukötter 14
Gestrandet Steffen Salomon 22
Flüchtlingskrise Jürgen Janson 23
Beteiligt Isabel Kritzer 24
Aus dunklen Tiefen kamen wir Steffen Kurz 25
Pianoforte Verena Nagel 28
Skuli Björnssons Hörspieltipp 30
Leser(Innen)briefe 32
5 Fragen an die Leser(Innen) 33
Scheibenkleister Ina Leisenheimer 34
Im Kontext Armin Chiriac 42
Ankündigung für November 44
Von rosa Welten und dem Labyrinth Pawel Markiewicz 45
Der Clown in der Finsternis Sonja Ruf 46
Pro Lyrica GDL Lyrikseminar 47
Anleitung zum Glücklichsein Kim Ehinger 48
Die Tochter des Arisierers Traude Veran 52
Eines Tages Anke Hildebrand 56
Tausend Feuer Daniel Sand 58
Fleckblut Tobias Hainer 60
Geometrie eines unverstandenen Persönlichkeitsanteils René Merten 68
Zur Desillusion über Ai Weiwei und China Xu Pei 69
Peter Baum Im alten Schloß Rezension von Philip J. Dingeldey 70
Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein 71
Seminar Kunst – Literatur – Musik Mario Andreotti 72
Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(Innen) 73
Wettbewerbe und Stipendien 74
Zerwühlte Laken Ina Leisenheimer 80

Impressum 59

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

während Sie das Editorial der **eXperimenta** lesen, sterben im gleichen Augenblick irgendwo auf der Welt Menschen an Hunger, Krankheit oder sind zu Opfern eines Krieges geworden.

Eine „Scheißwelt“ ist das!

Dabei könnten wir auf diesem Planeten doch ein schönes Leben führen. Keine hungernden Menschen, keine Menschen, die an Seuchen sterben, keine Menschen die flüchten müssen oder die durch Kriege ihr Leben verlieren.

Die Realität aber ist eine andere: Zwischen Salzgebäck und Bier verdrängen wir jeden Abend zur gleichen Sendezeit live, wie Menschen um ihr Überleben ringen. Da gibt es eifrige Kommentatoren, die möglichst nahe am Geschehen Schicksale dokumentieren.

Warum ist das so? Ganz einfach: Solange es wenige Menschen gibt, die den Rachen nicht voll genug bekommen, werden auf der anderen Seite viele Menschen sterben, hungern oder verdursten müssen.

Was aber können wir ändern?

Wir brauchen verantwortungsbewusste Politiker, die den Mut haben, Dinge anzupacken, die andere liegen lassen.

Wir brauchen auch kompetente Manager in der Wirtschaft, die dazu in der Lage sind, Arbeitsplätze zu erhalten und neue zu schaffen.

Irgendwo habe ich einmal den Satz gelesen: „Es finden keine Revolutionen mehr statt, weil das Fernsehprogramm zu gut ist“.

Das stimmt nicht ganz, denn über die Qualität des Fernsehens lässt sich streiten. Aber sagen wir es so: Heute geht niemand mehr auf die Straße, um für eine gute Sache zu demonstrieren. Es ist doch viel bequemer, vor dem Fernseher liegen zu bleiben und die Realität auszublenden – zu verdrängen.

Was können wir tun?

Aufmerksam sein, uns mit Gleichgesinnten vernetzen, miteinander teilen.

Da war einmal einer, der vor 2000 Jahren in Palästina eine Revolution der Liebe ausgerufen hat. Das Ding ist immer noch im Gange!

Eigentlich wollte ich ein Editorial über die Verdrängung schreiben. Das habe ich irgendwie verdrängt.

Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de

Steffen Kurz ...

... ist kein Schnappschussfotograf

Zur Fotografie kam er bereits als Kind. Eine Freundin seiner Mutter zeigte ihm in ihrer Dunkelkammer, wie man Fotogramme macht. Das hat ihn sehr fasziniert. Später schenkte ihm sein Vater seine alte Konica. Nach der Wende suchte er sich in Russland und Ostberlin eine Laborausrüstung zusammen. Auch heute funktionieren die ganzen Sachen noch. Seit ein paar Jahren arbeitet Steffen Kurz aber nur noch digital.

Er fotografierte immer schon gerne, vielleicht, weil er nicht zeichnen kann?

Steffen Kurz ist kein Schnappschussfotograf, er braucht Zeit, Ruhe und die richtige Stimmung, um Bilder zu machen. Das heißt nicht, dass er keine Menschen fotografiert. Aber er muss sozusagen auf Sehen umschalten. Wenn er dann fotografiert, sieht er Formen und Strukturen, die mehr sind als die reine Abbildung der Realität. Er brauchte lange, um mehr auf Details zu achten, weil er dazu neigt, nur das Gesamte zu sehen. Inzwischen arbeitet er konzentrierter, versucht nicht nur Störungen, sondern alles Überflüssige in seinen Bildern wegzulassen.

Technik, Menschen auf der Straße, moderne Architektur, ausgestopfte Tiere und Wasser, immer wieder Wasser. Dies sind die fotografischen Bereiche, die Steffen Kurz besonders am Herzen liegen. Ohne dass das zielgerichtet abgelaufen wäre, tauchen diese Motive immer wieder auf. Aber er fotografiert auch Blumen und Bäume. Warum auch nicht, sie sind schön.

Vor langer Zeit stand er vor der Wahl, eine Fotografenausbildung zu machen. Er entschied sich damals dagegen, weil er sich keinen ökonomischen Zwängen unterwerfen wollte. Bereut hat er es nicht. Sein Geld verdient er im Büro und fotografieren kann er, was er möchte.

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Interview zur Trilogie

„Nur keine Probleme ...“
Rüdiger Heins im Gespräch mit der eXperimenta

eXperimenta: Rüdiger, ich kenne dich nun schon viele Jahre. Weiß, dass du ursprünglich als Sozialpädagoge tätig warst. Wann hast du das Schreiben für dich entdeckt?

Rüdiger Heins: Bereits als Dreizehnjähriger. Als ich Mark Twains „Tom Sawyer“ gelesen hatte, wollte ich so schreiben wie Twain. Da fing ich an zu schreiben. Zunächst Gedichte, dann Prosatexte, die sich mit Themen von Bert Brecht beschäftigten.

eXperimenta: Gibt es rückblickend ein Lieblingsprojekt von dir? Wo hast du gefühlt am meisten Engagement hinein gesteckt?

Rüdiger Heins: Das Buch „Zuhause auf der Straße – Verlorene Kinder in Deutschland“ hat mich damals sehr viel Kraft gekostet. Weniger das Schreiben, das war das geringste Problem. Die Recherchen am Buch waren sehr aufwendig und intensiv. An gleicher Stelle steht auch mein Roman „In Schweigen gehüllt“. Dieses Projekt würde ich heute nicht mehr beginnen, weil das Projekt unglaublich viel Ausdauer erfordert hat. Trotzdem bin ich froh, diesen Roman zu Ende gebracht zu haben.

eXperimenta: Neben eigenen Veröffentlichungen bist du auch lehrend tätig. Viele Leser der eXperimenta kennen dich persönlich von deinen Seminaren zum kreativen Schreiben. Was war der zündende Funke, deine Erfahrungen und Kenntnisse als Dozent weiterzugeben?

Rüdiger Heins: Die Erfahrung, dass man durch „Lehren“ lernt. In den Seminaren wirkt sich die Vermittlung von Wissen positiv auf meinen Schreibprozess aus.

eXperimenta: Schreiben ist das eine. Davon leben etwas vollkommen anderes. Was kannst du jungen Autoren empfehlen, wenn sie schriftstellerisch materielle Anerkennung erlangen möchten?

Rüdiger Heins: Schreiben ist sehr kostspielig, denn in der Zeit, in der man schreibt, verdient man kein Geld. Deswegen empfehle ich jungen Autorinnen und Autoren möglichst „genehm“ zu schreiben, damit das Geschriebene auch gekauft wird. Experimentelle Lyrik und Prosa haben kaum Platz in unserer Gesellschaft. Sozialkritisches ebenfalls nicht. Einfach nur ganz leicht und locker den Mainstream bedienen, das fördert den Verkauf und die Auflagezahlen. Die Leserinnen und Leser möchten auch in Zeiten der Kriege und Flüchtlingswellen entspannt unterhalten werden. Nur keine Probleme. Das war jetzt aber wirklich ironisch von mir. Im Ernst: Ich empfehle eine gute Erbschaft. Nur Autorinnen und Autoren mit Geld oder Beziehungen haben überhaupt noch eine Chance, sich am Markt durchzusetzen, weil sich der Beruf des Schriftstellers zu einer selbstdarstellenden Geschäftsidee entwickelt hat.

eXperimenta: An welchem Projekt arbeitest du momentan?

Rüdiger Heins: Darüber möchte ich im Augenblick noch nicht sprechen.

eXperimenta: Rüdiger, danke für diesen interessanten Austausch.

Rüdiger Heins: Danke an die **eXperimenta** und danke an alle, die dazu beitragen, dass es sie gibt!

Das Interview führte Gabi Kremeskötter, Chefredakteurin der **eXperimenta.**

Die Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Drei

Augenblicke der Sehnsucht

vermischen sich mit Farben
des Erinnerns
Vergangenes drängt auf
was da kommt – ist zum Greifen nahe

Karfreitag, 14. April Sliema
Die Leichtigkeit des Seins
gibt Hoffnung
: zum Weiteratmen

Mnajdra am späten Nachmittag
Der Schatten meiner Hand
führt Spuren
(über)
ein leeres Blatt
Wicken in Rosa weben
durch das Steinwerk
versunkener Kulturen

Wir wissen nicht wer und warum
Das Hier und Jetzt.

Valletta 15. April
Geschwindigkeit –
eine Illusion
der Liebe zu entrinnen.

Ostersonntag 16. April
Im Nirgendwo das Vergessene
Eine Ordnung des Verborgenen
verliert
in der Gedankenlosigkeit
des Unbewussten

Die Melodie der Seele sehnt
nach Heimatlosigkeit der Dichtung

Steine Steine überall Steine
dort vergessen dort
Zeichen
eingeritzt Spuren
Spuren
die lebendiges Totes
unvergessen
erscheinen lassen

Ggantija 18. April
Das Licht
aus (…) Welten
hat sich in Zeit
hinübergerettet
auch das Vergangene
ist vergänglich

20. April Hypogeum
Da unten bei den Schamaninnen wurde ich von den Tropfen, die von der Decke fielen, gesegnet. Ich deute das als ein Zeichen.

26. April Bingen
Vakuum – ich bestehe
aus einem Vakuum
aus dem es
kein Entrinnen
zu geben scheint

27. April
Der Tod ist eine Lösung, aus der es kein Zurück gibt.

07. Mai
Vielleicht ist mein Denken eine Illusion, die das Handeln anderer nicht richtig kodieren kann. Ich denke, also bin ich nicht.

Meine Hände liegen in mir. Von den geschundenen Schatten der Evolution keine Spur. Selbst die Anthropologen schwelgen in den Abdrücken ihrer Eindrücke. Bereits ihre ersten Schritte lassen erkennen, dass da etwas entsteht – etwas im Entstehen ist. Ein Klang, eine Musik – vielleicht auch ein Gesang.

Die Leere in mir breitet sich in einer anderen Leere aus. Vielleicht gelingt es mir, diese Leere in der Leere mit einer anderen Leere zu füllen. Diese Diesseitigen Erkenntnisse des Immer-mehr-wissen-Wollens und des Immer-mehr-wissen-Könnens.

Ja.

Spuren des anderen Vergangenen erwecken den Wunsch, das eigene Vergangene zu erleben.

09. Mai
Das Ende ist schon da, wenn der Anfang bereits vergangen ist. Es gibt kein Entkommen vom Plan der Zeit. Alles Sein gestaltet sich aus der Notwendigkeit des Seins und dem Versuch, dieser Notwendigkeit zu entkommen.

---

rowohlt

SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT

Flucht, Bewegung und Tod in der Literatur

Einblicke in Texte von Samuel Beckett und Michael Lentz

Teil I – Norbert W. Schlinkert

Wozu dient Sprache? Welchen Nutzen hat sie für einen einzelnen Menschen? Kann man in sie hinein flüchten? Aus ihr heraus? Als etwa Samuel Beckett im Jahr 1946 von seiner Muttersprache Englisch zu dem seit Jahren zwar täglich gesprochenen, dennoch aber noch immer fremdartigen Französisch als Schriftsprache wechselt, gleicht dies durchaus einer Flucht in ein nicht gänzlich bekanntes Gebiet. Von nun an schreibt er für Jahrzehnte fast ausschließlich französisch, ohne sich zunächst in dem absoluten Maße sicher fühlen zu können wie auf vertrautem Terrain. Aus einer Sprache auszubrechen bedeutet immer auch, in eine andere einzubrechen. Die Folge für Beckett ist eine neue, durchaus gewollte Form des Eingesperrtseins in den Ausdrucksmöglichkeiten der anderen Sprache, die zugleich aber weiterhin das Erzählen von Geschichten ermöglicht, die von Flucht, Bewegung und Tod handeln und damit auch von einer dadurch bewirkten Fixierung des Ich auf sich selbst. So sind Becketts Nachkriegstexte so gut wie immer gleichsam sprachreduzierte, ohne unhinterfragte literarische Phrasen auskommende Erzählungen, die in der Form des „mythologischen Präsens“ [ii], aus einer im Grunde immer schwachen und hilfsbedürftigen, unsicheren Position eines Ich-Erzählers heraus, von Handlungen und Bewegungen, sowohl des Körpers als auch des Geistes, berichten. Für den Leser wirkt das im Lesevorgang aktuell belebte Geschehen dadurch immerhin umso mehr als eine (noch) nicht beendete, ja als eine nicht zu beendende Geschichte, es sei denn, sie endete mit dem Tod, der jedoch nicht eintreten wird, so lange es Worte gibt [iii].

Die Wirkung Samuel Becketts auf ihm nachfolgende Schriftsteller ist kaum eine unmittelbare zu nennen, selbst nicht bei denjenigen, die Beckett zu jenen zählen, die ihren literarischen Werdegang gleichsam begleitet haben. In einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erklärt etwa der Schriftsteller Michael Lentz auf die Frage, welches seine literarischen Vorbilder seien, „Robert Walser zum Beispiel verehre ich sehr. Über die Maßen schätze ich Samuel Beckett.“ Für den Text *Muttersterben* habe er jedoch keine Vorbilder zu benennen, da er sich mit dem Motiv der Todeserfahrung zuvor nicht auseinandergesetzt habe. [iV] In *Muttersterben* bringt Lentz das Verhältnis von Leben, Tod und Poesie aber dennoch auf den „beckettschen“ Punkt, wenn er schreibt: „Wirklichkeit ist ja eine fermentierung, die sich nur partikelweise einstellt. Die man dann aber nicht partikelweise verrechnen kann. Sterben hingegen scheint ein unverbrüchliches faktum ZU SEIN. Entweder handelt alle poesie vom tod oder der tod ist poesie – entweder handelt alle poesie vom tod oder die poesie ist tot.“ [v] Hier und in Lentz’ Roman *Liebeserklärung* (2003) sowie seinem bislang letzten Roman *Pazifik Exil* aus dem Jahr 2007 sind all die großen Motive, die auch Becketts Werk bestimmen, anzutreffen, als da sind: Exil und Flucht, das Leben als eines des Weitersterbens, das Motiv der Deformation, des Stillstandes, der Lähmung, des Wartens, des Gefangenseins, das der Wiederholung und das des Todes. Lentz, der in seinen Texten oft mit literarischen Versatzstücken spielt, sie also einem Ich-Erzähler, einem poetischen Ich in den Kopf gibt, um sie neu zu verlebendigen, geht dabei einen ähnlichen Weg wie Beckett, der jedoch seine Bezüge im Laufe der Jahre immer unscheinbarer und als solche kaum mehr zu erkennen in seine Texte goss. Die Frage, auf welche Weise Lentz nun seinerseits diese (beckettschen) Motive, Denkprozesse und Strukturen in seine Texte einfließen lässt, liegt somit nahe.

In Lentz’ Roman *Liebeserklärung* geht ein Ich auf die Reise, kreuz und quer durch Deutschland, aber auch kreuz und quer durch den eigenen Kopf und die eigene Sprache. Dieses Ich in den Fernzügen der Bahn, dieses Ich im Kopf und dieses Ich in der Sprache ist Lentz immer eines, welches strikt von dem „Anderem“ getrennt ist oder bleibt, also getrennt von einer Außenwelt, durch die es sich

dennoch bewegt und die es streng befragt, getrennt auch von den anderen Ichs und der Sprache der Anderen, die es nicht ohne Weiteres versteht und spricht. Der Roman beginnt mit: „Das ist unsere Geschichte. So weit. Da bist du, und da bin ich. Und wir sind beide noch da. Das ist mehr als erwartet. Wir sind da. Wir sind anderswo. Das ist wenig genug.“ [vi] Die Exposition des Romans behauptet also zwei Ichs, die zunächst als vereint in der Vergangenheit einer noch nicht geschriebenen Geschichte gleichsam als ein Satz erscheinen, als getrennt natürlich in Ich und Du, noch aber in einem behaupteten gemeinsamen Dasein, welches die alte Verbundenheit hervorhebt, um sie dann aber sofort voneinander zu scheiden, zeitlich und räumlich in ein jeweiliges Anderswo. Der Roman endet mit „Jetzt haben wir uns nicht mehr. Aber wir haben diese Geschichte“ [vii], was nicht zuletzt bedeutet, Worte gefunden und gebraucht zu haben für einen in der Vergangenheit angesiedelten Prozess, der als solcher abgeschlossen ist, der aber qua Sprache von seinem Ende her erinnert wird als ein von Beginn an zu schilderndem Prozess, der so als Versuch einer Wiederholung aufscheint, nicht zuletzt durch die Verwendung des pluralen ‚Wir'. Das Ende des Romans mündet somit, wenn man so will, in den Beginn, ganz ähnlich, wie dies etwa in Becketts *Molloy* [viii] sowohl in Teil I als auch Teil II der Fall ist. Das Dazwischen erscheint in *Liebeserklärung* als der Weg vom vergangenen Ist zum endlichen Besitz einer Geschichte, denn die Erklärung, wie die Liebe ist, was sie gewesen ist, hat stattgefunden, das Ich hat sprechend eine Geschichte erzeugt als eine Art Wiederholung, die auserzählt wieder auf den Anfang verweist. Dennoch ist die Wiederholung weder bei Beckett noch bei Lentz als eine vollkommen gelungene denkbar, verfehlt doch das Ende des Textes den Beginn jeweils um ein Weniges, schon allein durch das Bewusstsein des Erzählthabens, ganz im Sinne Kierkegaards, der nur eine *unvollkommene*, in der Zeitlichkeit stattfindende Wiederholung des sich dessen bewußten Geistes für möglich hält; nur die Ewigkeit lässt Kierkegaard als wahre Wiederholung gelten.[ix]

Die Frage, die alle hochwertige Literatur und somit auch der Roman *Liebeserklärung* aufwirft, ist die alte Frage nach der Grenze zwischen dem eigenen, denkenden und sprechenden Ich und der Welt, zu der naturgemäß bereits das andere Ich zählt, von dem man sich selbst aber nicht einmal genau unterscheiden kann, so wie dies Becketts Ich-Erzähler Molloy entmutigt feststellt, als er von seiner Beobachtung von A und B berichtet [x], weil man letztlich ja auch als Idee seiner selbst im eigenen Kopf steckt. Doch wie damit umgehen, wie die Bilder, die wieder auftauchen aus einer Vergangenheit, bewerten, wie mit der immer wieder möglichen oder wenigstens immer denkbaren Wiederholung, der Flucht vorwärts zum Ausgangspunkt hin, umgehen? Auch der Ich-Erzähler in *Liebeserklärung* stellt sich all diese Fragen, nicht nur allein aus sich heraus, sondern mit erkennbarem Bezug zur Literatur, zu Beckett und deutlicher noch zu Kierkegaard. So heißt es: „[...] und jetzt eine zentralschwere Frage, um die es hier ja insgesamt geht, nicht wahr, ums Wie, immer geht es ums Wie, wie es ist, ‚Soll man das Dasein nehmen, wie es ist, wäre es da nicht am besten, man bekäme zu wissen, wie es ist?' [xi] Ungelöst. Stehen lassen.“ [xii] Dem gleichsam beiläufigen Bezug zu Becketts Schrift *Wie es ist* folgt an dieser Stelle die Frage Kierkegaards aus *Die Wiederholung* (1843), denn der lentzsche Ich-Erzähler ist auf dem Weg zu einer neuen Liebe, die er doch bitteschön so erleben will wie seine erste, zumindest versuchen will er es, und da wäre es schön, wenn er die Bedingungen des Daseins wüsste. Und tatsächlich stellt er fest: „Eins zu eins wiedergelebt. Wiederholung“ [xiii]. Doch das ist natürlich nicht das Ende der Geschichte, sondern der Anfang einer neuen und letztlich nur ähnlichen, weil das Bewusstsein der Wiederholung das Wesen des Ich verändern muss, etwas hervorbrechen lässt, das womöglich dunkel in der Seele lag, so jedenfalls der Ich-Erzähler, wiederum Kierkegaard zitierend. [xiv]

In Samuel Becketts *Molloy* sind sich sowohl Molloy als auch der Molloy suchende Jacques Moran innerer Stimmen bewusst. Molloy behauptet, den mahnenden Stimmen selbst immer weit davongelaufen zu sein, jedoch den Imperativen zu folgen, die immer nur eins forderten, nämlich in die Beziehung zu seiner Mutter in einer bestimmten Form Klarheit zu bringen. Sobald er sich aber in Bewegung setzt, werden diese Stimmen wirr und undeutlich, bis sie dann ganz verstummen und ihn hilflos

zurücklassen. [xv] Die inwendige Stimme Jacques Morans, nach der er sich zu richten bereit ist, mahnt ihn, weiter der treue Diener einer Sache zu sein, die nicht die seine ist. Daraufhin stellt ihm schließlich eine neue Stimme in Aussicht, die Erinnerungen an diese sorgfältig bis zu Ende durchgeführte Arbeit würde ihm in Zukunft helfen, „das lange Grauen der Freiheit und des Herumstreifens zu ertragen". Dies jedoch erkennt er als die bedrohliche Prophezeiung, aus seinem ihn schützenden Heim vertrieben zu werden und als alter Mann, der nicht mehr von vorne beginnen könne, im Exil leben zu müssen. [xvi] Beide Protagonisten leiden jedoch nicht nur unter den aus ihnen selbst kommenden Befehlen, beide sind auch einer zunehmenden Deformation ausgesetzt, verbunden mit einem Nachdenken über ihr Leben, in dem die Möglichkeit eines tatsächlichen Neuanfangs immer unwahrscheinlicher wird. Eben diese Thematik, die Reduktion von Bewegungs- und Handlungsmöglichkeit, findet sich implizit wie explizit in Texten von Michael Lentz, in *Muttersterben* ebenso wie im Roman *Pazifik Exil*, der eindringlich die Flucht- und Exilgeschichte deutscher Intellektueller erzählt, die in den USA ein neues Zuhause suchen, unter ihnen Franz Werfel und Arnold Schönberg. Letzterer denkt in *Pazifik Exil* nach über seine Lage im Exil, über den Verfall und das Sterben. So sinniert er etwa über den Schrecken, den der Anblick von nahestehenden Menschen auslösen würde, die er aber wahrscheinlich nie wieder sehen wird. „Mit jeder Sekunde", so Schönberg, „sähe ich den Freunden beim Sterben zu, denn nichts anderes ist es ja, zu leben." [xvii] Eine ebensolche Frage ist es, die man sich, so Molloy in Becketts Roman, in der Abgeschlossenheit stellen muss, nämlich „ob man immer noch lebt, und wenn nicht, wann alles zu Ende gegangen ist, und wenn ja, wie lange es noch dauern wird; […]" [xviii]. Im Kern geht es natürlich auch bei Schönberg um Selbstbeobachtung, darum, den Verfall seiner selbst sprechend beziehungsweise denkend aushalten zu können bis zu einem gemutmaßten körperlichen Stillstand, der aber geistig noch wahrgenommen wird. Schönberg, als eine Figur aus Lentzens Roman, denkt wie so manche Figur Becketts, wenn er feststellt, es gäbe keine Pause im gegenwärtigen, ununterbrochenen Verfall, ja an manchen Tagen lähme ihn dieses Verfallen so, dass er gar nicht auf die Straße gehen könne. [xix]

Wie es weitergeht, können Sie in der kommenden Ausgabe lesen.

i Siehe dazu: James Knowlson: *Samuel Beckett. Eine Biographie*. Frankfurt am Main 2001. Kapitel 15. S.449ff.

ii Samuel Beckett: *Molloy*. S.34. Dort heißt es: „Ich rede im Präsenz, es ist so leicht, das Präsenz zu gebrauchen, wenn es sich um die Vergangenheit handelt. Achten Sie nicht darauf, es ist das mythologische Präsenz." Sowohl Molloy als auch Moran berichten in der Vergangenheitsform, im Präsenz steht nur das allgemein Gültige oder sich Nichtverändernde. Entscheidend ist aber das gegenwärtige Berichten, das Da-Sein in den Worten.

iii Ein Hinweis auf die Bedeutung der Worte findet sich etwa in *Der Namenlose* wenige Zeilen vor dem Textende. Dort heißt es: „(…) ich werde also weitermachen, man muß Worte sagen, solange es welche gibt, (…)." Samuel Beckett: *Der Namenlose*. Aus dem Französischen von Elmar Tophoven. Frankfurt am Main 1995 (st 2408). S.176.

iv Bachmannpreis-Gewinner Michael Lentz: *Keine Scheu vor der Probe*. Der Gewinner des 25. Bachmannpreises steht fest. FAZ. NET sprach mit Michael Lentz über die Arbeit am Text und Fußball. (02. Juli 2001) http://www.faz.net/artikel/C30703/interview-bachmannpreis-gewinner-michael-lentz-keine-scheu-vor-der-probe-30005214.html

v Michael Lentz: *Muttersterben*. Frankfurt am Main 2002. S.184.

vi Michael Lentz: *Liebeserklärung*. Frankfurt am Main 2003. S.7.

vii Michael Lentz: *Liebeserklärung*. S.190.

viii Samuel Beckett: *Molloy*. Aus dem Französischen von Erich Franzen. Frankfurt am Main 1995 (st 2406).

ix Siehe dazu: Norbert W. Schlinkert: *Das sich selbst erhellende Bewußtsein als poetisches Ich. Von Adam Bernd zu Karl Philipp Moritz, von Jean Paul zu Sören Kierkegaard. Eine hermeneutisch-phänomenologische Untersuchung*. Wehrhahn, Hannover 2011. Band 23 der von Brunhilde Wehinger und Günther Lottes herausgegebenen Reihe *Aufklärung und Moderne*. Kapitel 5.6. und 5.7., S.278 bis 302.

x Samuel Beckett: *Molloy*. S.9.

xi Sören Kierkegaard: Die Wiederholung. In: ders.: *Die Krankheit zum Tode; Furcht und Zittern; Die Wiederholung; Der Begriff der Angst*. München 22007. (dtv 13384) S.410 (Brief 11. Oktober).

xii Michael Lentz: *Liebeserklärung*. S.136.

xiii Michael Lentz: *Liebeserklärung*. S.136.

xiv Michael Lentz: *Liebeserklärung*. S.136.

xv Samuel Beckett: *Molloy*. S.120.

xvi Samuel Beckett: *Molloy*. S.181f.

xvii Michael Lentz: *Pazifik Exil*. S.232.

xviii Samuel Beckett: *Molloy*. S.67.

xix Michael Lentz: *Pazifik Exil*. S.232.

Norbert W. Schlinkert, 1964 in Schwerte geboren, Studium der Kulturwissenschaft/Ästhetik und der Theaterwissenschaft/Kulturellen Kommunikation an der Berliner Humboldt-Universität. Er veröffentlichte die Studie „Wanderer in Absurdistan. Novalis, Nietzsche, Beckett, Bernhard und der ganze Rest" (Königshausen & Neumann, 2005) und wurde 2009 mit seiner Studie „Das sich selbst erhellende Bewußtsein als poetisches Ich. Von Adam Bernd zu Karl Philipp Moritz, von Jean Paul zu Sören Kierkegaard" (Wehrhahn Verlag, 2011) promoviert. 2010 wurde ihm ein Aufenthaltsstipendium des Künstlerdorfes Schöppingen zugesprochen. Kleinere literarische Veröffentlichungen, so aktuell die Novelle „Stadt, Angst, Schweigen" (Elsinor Verlag, 2015).

second hand-albtraum

Hella Neukötter

abgelegte träume
kehren ungefragt zurück
ich streife sie mir über in der nacht
und sie schnüren sich in meinen schlaf
wie ein korsett

am morgen sehe ich
wie jemand am straßenrand
nichts ahnend
die fetzen meiner angst
im kleidersack
durchwühlt

Hella Neukötter lebt und arbeitet als Lektorin in Köln. Veröffentlichungen von Haikus und Kurzprosa im WDR-Rundfunk, im Internet und in Anthologien des Sonderpunkt Verlags und des Elifverlags. Zuletzt erschienen ist ein Gedicht in der Anthologie „Herbst Träume – Literarische Wortmeldungen zu den Herbsten 1989/1990 in deutschen Landen“ im Peter Segler Verlag. www.literaturberaterin.de

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

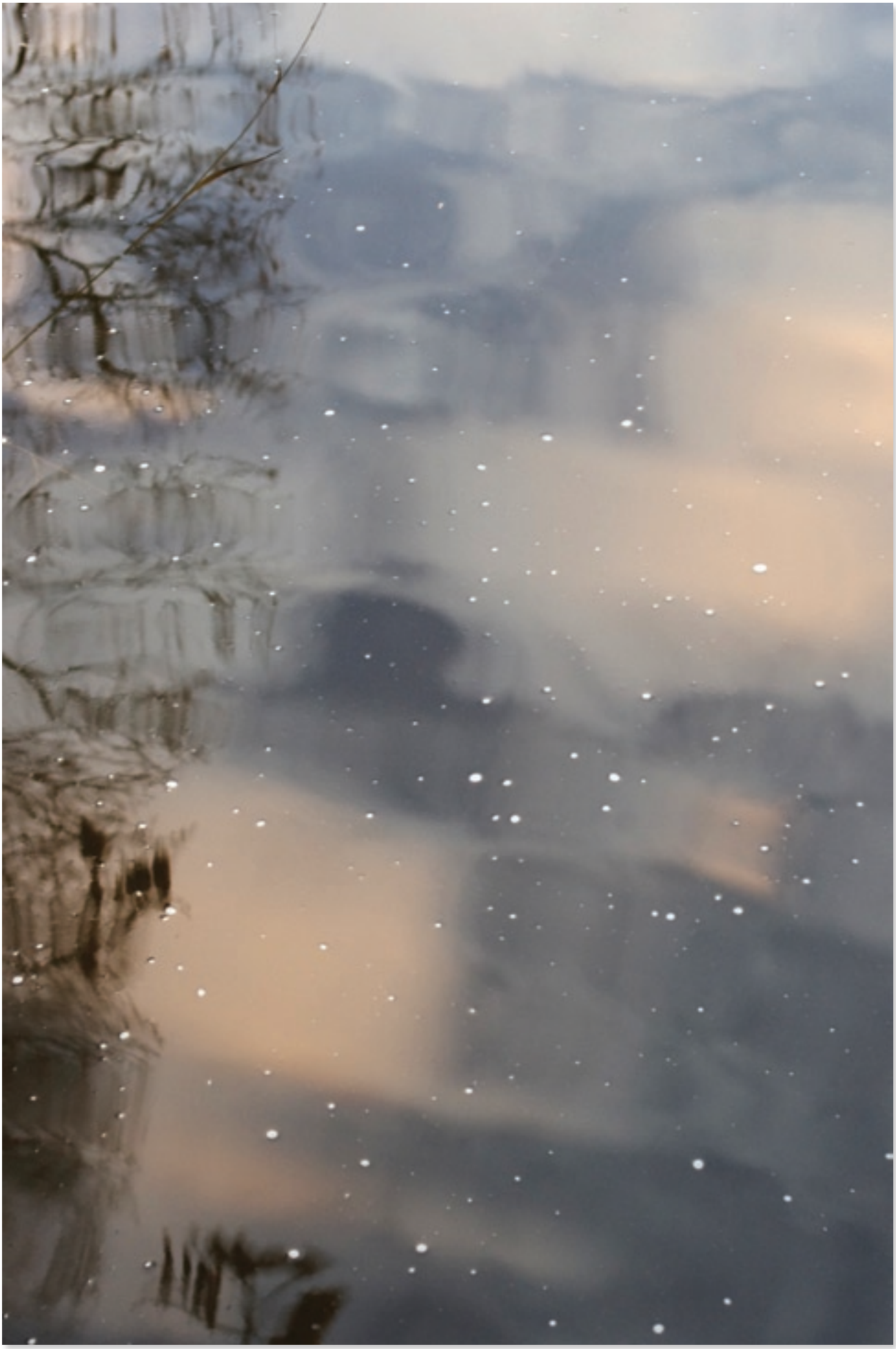


Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Gestrandet

Steffen Salomon

Ich höre sie schreien. Ich höre sie rufen. Glas splittert in meinem Gehörgang. Kalter Rauch zieht mir in die Nase. Doch meine Augen halte ich geschlossen. Ich weiß, was dort draußen vor sich geht. Ich habe es gesehen. Ja, anfangs habe ich noch hastige Blicke aus dem Fenster geworfen, wenn es ruhig wurde. Dann sah ich die zerschossenen Fassaden, sah die leblosen Körper auf den Straßen. Inzwischen habe ich genug von diesen elendigen Bildern.

Tagsüber halte ich die Augen lieber geschlossen. Nur wenn es dunkel wird, wage ich, sie zu öffnen. Dann sehe ich groteske Gestalten zum Takt des Todes über die Zimmerdecke zucken. Sehe deformierte Schatten in flammendem Licht ihre qualvollen Tänze vollbringen. Ich frage mich, wen ich mehr fürchte. Die Soldaten? Die Plünderer? Ich habe keine Antwort. Ob Milizen oder Zivilisten, im Tod klingen alle gleich. Wenigstens das habe ich dem immer wieder anbrandenden Lärm entnehmen können. Davon abgesehen, hat er nur Fragen in mir aufgeworfen. Fragen, die ich nicht beantworten kann. Sie plagen mich mehr als das, was meine Sinne dieser Tage aufnehmen.

Ich stütze meinen Kopf am rauen Mauerwerk und nehme die Schwingungen von in der Nähe rollenden Kettenfahrzeugen in mich auf. Ich genieße die Vibrationen, durch sie kann ich keinen klaren Gedanken fassen. Durch sie verwischen die Bilder von verrenkten Körpern in meinem Kopf zu abstrakten Malereien. Und das Chaos aus Parolen und Gewehrfeuer vergeht langsam in einem mich nach und nach ausfüllenden Brummen. Das sind die Momente, in denen ich glaube, nicht längst wahnsinnig zu sein. Etwas Gleichgültigkeit. Im Kontrast, ein kleiner Funken Glück. Ich genieße die Momente, in denen mich die Monotonie überkommt.

Wenn die Schwingungen abebben, setzen sich die zerstreuten Eindrücke nur schleichend wieder zusammen. Die Fragen jedoch sind sofort wieder präsent. Sie sind kein Nachhall. Sie dröhnen plötzlich mit derselben Intensität, mit der die Motoren es taten. Wie gerecht kann dieses Töten sein? Wohin geht es, wenn der Sturz vollbracht ist? Kann Anarchie Menschlichkeit hervorbringen? Ich fühle mich feige und erbärmlich, weil ich mich hier verkrieche. Doch wofür in dieses vermeintliche Fegefeuer? Wofür kämpfen? Das Wofür bleibt nur eine abstrakte Idee, die sich undefinierbar aus Worten wie Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand zusammenzusetzen scheint. Ich schlage den Kopf gegen die Wand,

in der Hoffnung, dass die Panzer zurückkommen.

In der Hoffnung, dass die Zweifel verschwinden.

In der Hoffnung, dass die Bilder endlich zersplittern. Doch es hilft nichts. Blut läuft kribbelnd an meiner Schläfe hinab. Ich taste danach und schaue auf meine roten Finger. Wie das Blut, will sich das Wofür nicht fassen lassen. Dazu ist es zu flüchtig. Aber etwas anderes erscheint greifbar. Ich streiche mir über die Wunde an meinem Kopf. Ich schließe die Augen und lasse mich erneut von den vergangenen Tagen durchdringen. Die aufgerissenen Augen, die Todesschreie. Mir wird übel. Ich zittere am ganzen Leib. Das Wogegen ist deutlich.

Das Dröhnen kehrt zurück. Doch es sind nicht die Panzer. Es ist pure Panik. Ich presse mir die Hände gegen das Gesicht. Mein Blut vermischt sich mit meinen Tränen. Die Bilder zerbersten, die Geräusche verstummen. An ihre Stelle tritt ein umfassender Schmerz. Ich werfe mich gegen den Schrank vor meiner Tür, schiebe ihn fort. Das Holz kratzt über den Boden und splittert. Schweiß rinnt mir in die Augen. Er fließt vor Anstrengung, vor Aufregung, vor Angst. Meine Schläfe pocht.

Ich wische mir über die Stirn und atme tief ein. Meine Hand greift nach dem Schlüssel und dreht ihn langsam im Schloss. Ich drücke die Tür auf und schlage eine Brücke zur Welt außerhalb meines Geistes. Ein Schritt kracht vom hölzernen Boden des Flurs empor. Ein weiterer folgt. Der Geruch von Benzin kriecht in meine Lunge, Rufe stolpern mir über die Treppenstufen entgegen. Noch ein Schritt. Der Boden unter meinen Füßen scheint sich zu verflüssigen. Ich drohe an meinem Schweiß, an meinen Tränen, meinem Blut zu ertrinken. Ich schwimme nicht. Nein, ich rudere nur mit den Armen. Mit aller Kraft.

Steffen Salomon, geboren 1987, lebt in Herne. Vor seinem Studium im Bereich Maschinenbau sammelte er Schreiberfahrungen als freier Redakteur bei verschiedenen Onlinemagazinen. Er ist seit 2013 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum tätig.

Jürgen Jansons Flüchtlingskrise

Aufruf der eXperimenta-Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon:
0 6721 / 92 10 60

redaktion@experimenta.de

Beteiligt

Isabel Kritzer

DIE EINEN, DIE KÜMMERT‘S, DIE STÖREN SICH GAR SEHR
AM TOD ALL JENER, DIE UNSCHULDIG GESTORBEN.

DIE ANDER‘N, DIE HÖREN‘S MIT EINEM OHR IN DER KÜCHE
UND DEM ZWEITEN IM WOHNRAUM.

HAB‘ GELACHT MIT DEN KAMERADEN, GESCHERZT UND GEWITZT.
SAH DEM EINSATZ ENTGEGEN
ERFÜLLT VON DEN IDEALEN EINER GENERATION.

HAB‘ DEN KRIEG UNTERSCHÄTZT, DAS GRAUEN VERHÖHNT.
STARRTE PLÖTZLICH IN AUGEN, DIE GEBROCHEN
UND AUF GLIEDER, DIE VERRENKT DEN BODEN BEDECKTEN.

HATTE KEINE ZEIT ZU BEGREIFEN, KEINE ZEIT ZU VERWEILEN.
KÄMPFTE IM SCHLEIER GEFANGEN MIT RASENDEM HERZEN
BIS ZUM BITTEREN ENDE.

HATTE ZEIT, UM ZU HEILEN, EINE ZEIT OHNE HOFFNUNG.
WOLLTE SPRECHEN – MIT DER FAMILIE, DEN UNBETEILIGTEN
UND HÖRTE WIE SIE
DOCH NUR DIE STIMME DER NACHRICHTEN.

Isabel Kritzer wurde 1993 in Deutschland geboren und entdeckte schon früh die Faszination von Wort und Bild. Ihre ganz persönliche Kreativität spiegelt sich in Lyrik, Prosa und Grafik. Zum Abitur 2012 erhielt sie den Südwestmetall Schulpreis in Ökonomie für herausragende Leistungen und studierte daraufhin Betriebswirtschaft. Erfolgreich verbindet sie seit 2014 gesellschaftliches Engagement mit der Kunst und bereist seit 21 Jahren die Welt. Fremde Kulturen, Menschen, Landschaften sowie oftmals resultierende Gegensätze sind die Impressionen, die sie inspirieren und denen sie eine Stimme geben möchte.

Aus dunklen Tiefen kamen wir

Steffen Kurz

wir tauchten einst mit Oktopoden
doch oben war das Wasser kochend heiß
die Narbe auf dem Oberschenkel bleibt
auch wenn sie heilt und nicht mehr schmerzt

du wärmst dir Finger, Herz und Bauch mit Tee
und meine Hände sollen neue Wege gehen
willst meine Freundin sein jedoch
dein Blick verliert mich in der Ferne

du träumst vom Meer und nicht mit mir
ich werd' mir neue Ufer suchen müssen
statt deiner schmalen, weichen, kalten Finger
dein dunkelbraunes Auge kräuselt Wellen

das Licht brennt noch, ich schalt' es aus
in weiter Ferne trügt die Sicht
das Boot legt ab, auf Seekarten
werde ich Blumen ranken sehen

Steffen Kurz, geb. 1970 in Siegen, aufgewachsen in Herborn, dann zwei Jahre in Marburg, 18 Jahre in Berlin und seit 2009 in Frankfurt am Main. Studium der Slawistik, Geschichte, Osteuropastudien, Abschluss als Dipl.-Sozialpädagoge, tätig im Stadtschulamt Frankfurt in dem Team, das die Schulsozialarbeit in Frankfurt organisiert. Geschieden, ein Sohn, geb. 2003. Neben dem Fotografieren schreibt und liest er noch Gedichte. Kontakt über s.kurz@gmx.net, Website http://zruk.tumblr.com

rowohlt

Foto: Steffen Kurz

Pianoforte

Verena Nagel

Ich wog den kleinen Dartpfeil in meiner Hand und fixierte ihr Gesicht. Holte aus. Der Pfeil flog und landete mitten in ihrem linken Auge.

Zack. Der zweite blieb über ihrer Lippe stecken.

Zack, zack, zack. Ich warf immer schneller, bis das ganze Gesicht mit den bunten Darts bedeckt war.

Ich ging hinüber und zog sie aus der runden Holzscheibe. Meine Finger strichen über die kleinen Löcher, die die Spitzen hinterlassen hatten. Ein Fetzen Papier hing von ihrem Nasenflügel. Ich würde ein neues Foto aufziehen müssen, morgen. Sie sollte perfekt aussehen, wie das Original, das ich zerstören wollte.

Mit fünf Jahren hatte ich angefangen, Klavier zu spielen. Viel lieber hätte ich getanzt. Doch meine Eltern waren beide Musiker und so war es klar, dass auch ich diesen Weg einschlagen würde.

Üben, üben, üben war das Credo meiner Mutter, aber ich hatte keine Lust auf die langweiligen Etüden, keine Lust auf die immer gleichen Stücke.

„Ich werde dich jetzt mit dem Klavier einschließen und du kommst erst wieder heraus wenn du die Etüde beherrschst, die du üben sollst“ sagte Mutter eines Tages.

Meine Tränen benetzten die Tasten, doch ich spielte. Das Einschließen wiederholte sich ein halbes Jahr lang. Ich spielte immer besser und irgendwann wollte ich es selber.

Ich wurde älter, aber der Zweifel, ob mein Talent ausreichte, blieb mein ständiger Begleiter, wie auch Entzündungen an den Sehnen. Mit Schmerztabletten konnte ich trotzdem spielen. Für einen Freund hatte ich keine Zeit und fuhr niemals in Urlaub. Ich wollte Konzertpianistin werden, wollte in die Königsklasse, obwohl der Konkurrenzkampf um die wenigen Auftrittsmöglichkeiten mörderisch war.

Als ich zum Studium an der Hochschule zugelassen wurde, war ich glücklich, und nach dem ersten Jahr keimte die Hoffnung in mir auf, dass ich es schaffen könnte. Mein Spiel wurde eleganter, weniger verkrampft, ich gewann ein paar kleinere Wettbewerbe und die Professoren lobten mich.

Dann tauchte Clarissa Jahn in unserer Klasse auf.

Das erste, was mir an ihr auffiel, waren ihre langen schwarzen Haare und helle Haut. Ebenholz und Elfenbein, wie die Tasten des Klaviers. Ich nannte sie Schneewittchen für mich. Sie war mit Abstand die Jüngste und es hieß, sie sei ein außergewöhnliches Talent. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Sie schien wie gemacht für den Konzertflügel, sie bildete mit ihm eine Einheit.

Ich beobachtete sie heimlich. Sie saß am Flügel und übte Chopin, ganz in ihr Spiel vertieft. Die Musik schien direkt aus ihrem Innersten zu kommen und war so schön, dass es mir die Tränen in die Augen trieb. Doch es waren Tränen des Neids und der Erkenntnis, dass ich das nie können würde. Dass ich gegen sie wirkte wie eine linkische Anfängerin.

Sie wurde gefragt, wie sie DAS geschafft hatte.

„Es ist mir immer leichtgefallen, meine Eltern mussten mich bremsen, damit ich noch genügend Zeit für andere Sachen habe. Als ich aufs Gymnasium kam, spielte ich erste selbst komponierte Stücke. Ihr seht also, ich habe praktisch nichts dafür getan“, antwortete sie bescheiden.

Die anderen nickten bewundernd. Ich wusste, dass viele von ihnen an die elterlichen Zwangsmaßnahmen dachten, die sie erlitten hatten. Doch ihr war es in den Schoß gefallen. Ich konnte es nicht fassen: es hatte sie nichts gekostet.

Eines Tages wurde ich zu meinem Professor gerufen. Er teilte mir mit, dass Clarissa zu einem Wettbewerb geschickt würde, für den eigentlich ich vorgesehen war.

„Ich weiß, wie hart Sie geübt haben, aber Frau Jahn hat bessere Chancen, zu gewinnen.“ Die Worte rauschten in meinen Ohren.

Ich fuhr nach Hause und donnerte die Dartpfeile gegen ihr Gesicht.

Ein Film kam mir in den Sinn, in dem einer begabten Pianistin Glasscherben in die Manteltasche gesteckt wurden. Aber ich war nicht so dumm, sofort zu handeln, der Verdacht würde auf mich fallen. Ich hatte Zeit.

Sollte sie doch zu diesem Wettbewerb fahren.

Ich war die erste Gratulantin der strahlenden Siegerin.

„Das werde ich dir nie vergessen, dass du mir den Vortritt gelassen hast“, flüsterte sie, als wir uns umarmten.

„Ich werde es dir auch nicht vergessen, Schneewittchen“, dachte ich, als ich ihr Küsschen links und rechts an den Wangen vorbei hauchte. Das war der Anfang unserer Freundschaft.

Wir übten zusammen, wurden ein Herz und eine Seele. Ich sorgte dafür, dass alle es wussten. Clarissa eilte von Erfolg zu Erfolg, ich war immer an ihrer Seite.

Kein Verdacht würde auf mich fallen, wenn ich zuschlug.

Nach einem halben Jahr hielt ich den Zeitpunkt für gekommen. Ich übte das Stück ihres nächsten Wettbewerbes und füllte in einem unbemerkten Augenblick die spitzen Scherben eines zerbrochenen Glases in ihre Manteltasche.

Als wir nach der Vorlesung zur Garderobe gingen, war mir schlecht vor Aufregung.

Ich sah, wie sie ihren Mantel nahm.

Plötzlich drehte sie sich zu mir um.

„Ich brauche eine Partnerin für einen Wettbewerb, bei dem ein Stück für vier Hände gespielt werden soll. Es wäre wundervoll, wenn wir das zusammen machen würden. Wir harmonieren so gut, bitte sag ja.“

Mir wurde vor Freude ganz warm. Das war eine einmalige Chance. Ich zusammen mit Clarissa Jahn am Klavier. Man würde auf die Partnerin des Stars aufmerksam werden.

Wie in Zeitlupe sah ich, wie ihre Hände in die Manteltaschen fuhren.

Verena Nagel,1956 in Karlsruhe geboren, schreibt vor allem Kurzgeschichten, im Internet und im Real Life. Mitglied bei der Nürnberger Autorengruppe Die Schreiberlinge. Deutscher Phantastik Preis 2013 in der Kategorie *Beste Original-Anthologie* als Mitautorin der Märchensammlung *Wenn das die Grimms wüssten*. Veröffentlichungen in Anthologien.

Skuli Björnssons Hörspieltipp

NDR Kultur-Dienstag, den 06. Oktober 2015 um 20:00 Uhr

101 Wege, nicht zu schreiben – Autoren als Ratgeber

„Ein Buch schreiben“ steht auf Platz zwei aller im Internet geteilten Ziele, nach „Gewicht verlieren“ und gefolgt von „Nichts mehr aufschieben“. Als Strategien bieten sich an: die zeitraubende Suche nach dem richtigen Ort, dem idealen Moment, den geeigneten Hilfsmitteln oder dem perfekten ersten Satz.

Von Julian Doepp

Nicht wenige Autoren haben den Fallstricken des Schreibens ganze Bücher gewidmet. (picture alliance / dpa / Andreas Weihmayr)

Dass tatsächlich ein Mensch sich an einen Tisch setzt und mit Worten eine Welt erschafft, erscheint utopisch. Nicht wenige Autoren haben den Fallstricken des Schreibens ganze Bücher gewidmet: Mutmach-Essays, Werkstatt-Autobiografien, dokumentierte Verzweiflung und gute Ratschläge. Inzwischen hat sich daraus fast ein eigenes Genre entwickelt – von Rilke über Hemingway bis zu Stephen King, von „Briefe an den jungen Dichter“ bis Selfpublishing. In der Frage, wie der Schreibprozess gelingen kann, stehen sich üblicherweise zwei Fronten gegenüber: die angelsächsische Tradition des Creative Writing und, im deutschen Sprachraum, die Vorlesung zur Poetik. Welche praktischen, wirksamen Ratschläge sich überhaupt finden, soll ein Selbstversuch klären.

Zur Seite stehen die deutsche Buchpreisträgerin Terézia Mora, die ihre Poetik jüngst an der Frankfurter Universität vorgetragen hat, und der Creative-Writing-erfahrene Autor Benjamin Lytal, den die New York Times als „meisterlich“ lobt. So ergibt sich aus Einblicken in den Alltag vor dem leeren Blatt und in die Strategien derer, die es geschafft haben, zugleich eine kleine Sozialstudie des Schriftstellerdaseins.

Produktion: DLF 2015

TEXTArt

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.

- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo (4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

TextArt-Verlag
Abonnentenservice
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,– €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Leser(Innen)briefe

Lieber Rüdiger Heins,

erst jetzt habe ich die Zeitschrift so richtig kennengelernt, mir Zeit genommen, sie online durchzuschauen. Gratulation! Die ist super und liegt ganz auf meiner Linie: inhaltlich, weltanschaulich, politisch, in der Ästhetik, im Anderssein (z.B. die Aktbilder in der September-2015-Nummer). Schade, dass ich erst vor kurzem auf dieses Medium gestoßen bin. Aber was soll's: besser als nie! Ich schicke was von mir, gelegentlich; wenn ich darf. Nur weiß ich ja nie, was gefragt ist (Themenschwerpunkt). Egal. Ich freu mich, wenn ich „alter Hase" (naja, ich hopple schon noch...) bei Experimentellem mitmachen darf. Ich mag ja keine ausgelatschten Wege und konventionellen Gehweilen zu bekannten Zielen. Lieber gehe ich in die Irre, ins Niemandsland (Gedichtband-Titel von mir). Also, vielleicht wird's was mit uns und mit dem Kontakt zu einigen andern...

Zum Flüchtlings-Drama:

Da fehlen mir die Worte! Da bin ich sprachlos. Es verändern sich die Wertmaßstäbe; jedenfalls für mich. Konkret: Wie soll ich da wieder einmal eine hohe Auszeichnung der Republik Österreich entgegennehmen und mich noch geehrt fühlen und mich freuen? Bei der letzten Ehrung habe ich in meiner Dankesrede über „die Ehre" („Unsere Ehre heißt Treue" - Heinrich Himmler 1942 zu einer SS-Einheit) und die Entwertung dieses Wortes (Ehrenwort) gesprochen, aber dann auch den damaligen und dann wegen Korruption verurteilten Innenminister Strasser frontal angegriffen; auch die Regierung als sich aufspielende moralische Instanz (Gesetz und Recht) negiert. Sicher muss ich dieses Mal (angeblich am 22. Oktober) auch was zur Flüchtlingsproblematik sagen, jedenfalls werde ich sie bei meiner Dankesrede nicht ignorieren und ausblenden. Aber diese Völkerwanderung, diese Flüchtlingsproblematik ist ja ein europäisches, nein: eigentlich ein Welt-Problem. Was macht die UNO? Nichts? Was macht der UNO-Sicherheitsrat? Er macht nichts, blockiert sich selbst. Putin liefert Waffen an den Augenarzt, Giftgaseinsetzer, Diktator Assad; die Menschen sterben qualvoll. Und das Leid in Syrien ist unermesslich (kein Maßstab mehr). Nein, kein Vergleich mit „Auschwitz", aber bezüglich Wegschauen der Welt!! schon. Wenn's ums Öl geht, können alle Militaristen und die dahinter stehenden Investoren, Lobbys, Politiker etc. sofort alles regeln. Wann endlich wird gegen ISIS mit einer Weltstreitmacht gekämpft und werden diese Wahnsinnigen, Verbrecher, Religionskrieger (!) – lieber eine Welt ohne Gott und ohne Religionen, dafür mit Ethik und Vernunft!! – endlich gestoppt, kaltgestellt, ja: vernichtet. Nein, keine falsche Toleranz!! Nein, keine Diskussionen mehr. Nein, keine Konferenzen mehr! Nein, keine Fotos mehr von Staatsführern und Ministern in Brüssel mit Fahnenschmuck. Denn: Wir sind wieder einmal soweit: Weltmeister im Nichtstun, im Wegsehen, im bla-bla; während die Anderen sterben oder zu Millionen (an die 60 Millionen Menschen auf der ganzen Welt) auf der Flucht sind, keine Sicherheit und kein menschenwürdiges Leben mehr haben; mit Pfefferspray und Tränengas behandelt werden (Orban/Ungarn). Nein, ich will mich nicht einreihen in die Reihe der bla-bla-bla-Daherredner! Nein, ich habe nichts (mehr) zu sagen. Ich bin ohnmächtig und illusionslos, auch hoffnungslos – angesichts der Wirklichkeit, der Verfassung und Entwicklung dieser Welt.

Mit besten Grüßen

Peter Paul Wiplinger, www.wiplinger.eu

Fünf Fragen an die LeserInnen

Liebe Leser und Leserinnen,

wir haben die Sommerpause genutzt, um mit einigen Fragen auf Sie zu zukommen. Wir danken für Ihre Antworten, die wir in dieser Ausgabe veröffentlichen:

Wie finden Sie die Inhalte der eXperimenta?

Christiane Gümbel, Waldbrunn: Grundsätzlich bin ich immer wieder überrascht über die Vielfältigkeit der Texte. Nicht alle finden mein Interesse, aber das ist ja wohl auch normal. Empfehle auch gerne in meinem Bekanntenkreis die **eXperimenta**.

Peter Reuter: Gut, manchmal sehr gut.

Welche Themen vermissen Sie?

Christiane Gümbel: Ich kann nicht sagen, was mir fehlt, da ich keine Vergleichsmöglichkeiten kenne. Ich lasse mich von jeder neuen Ausgabe überraschen.

Peter Reuter: Politische Themen aus der Betrachtung der Schreibenden.

Sind Sie mit unseren Illustrationen und Fotografien zufrieden?

Christiane Gümbel: Die Fotos der Juni-Ausgabe zum Thema Haut haben mich besonders fasziniert.

Peter Reuter: Ja.

Was würden Sie an der eXperimenta ändern?

Christiane Gümbel: Ich denke, dass das Format der Beiträge stimmig ist und freue mich daher schon jetzt auf die nächste Ausgabe.

Peter Reuter: Siehe Punkt 2.

Empfehlen Sie die eXperimenta in Ihrem Freundeskreis weiter?

Christiane Gümbel: Ich empfehle gerne in meinem Bekanntenkreis die **eXperimenta**.

Peter Reuter: Und wie und ohne Ende. Einreichen werde ich demnächst auch wieder.

Kreativität ist oft eine Mischung
aus Talent, Interesse und Erfahrung ...
... und bedarf nicht unbedingt vieler Köche.

Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de

Scheibenkleister

Ina Leisenheimer

Die Fliege nervt mich. Ihr Summen übertönt die Stille, wird lauter und lauter, steigert sich bis zur Lautstärke eines rotierenden Helikopters, der auf meinem Schreibtisch landen will.

Fliegenklatsche und drauf – Ruhe ist!

Scheiße, entwischt!

Aber wenigstens hat sie das Weite gesucht und es ist nun wieder still – still – STILL – zu still. In dieser Stille kann ich nicht schreiben. Wenn es zu ruhig ist, höre ich die Leere in meinem Kopf. Ich brauche Ablenkung, monotone Geräusche: Stimmengemurmel oder Motorengeräusche. Irgendetwas von Menschen Erzeugtes. Geräusche, die mir sagen, dass ich nicht allein bin. Nicht das Summen einer gottverdammten Stubenfliege, die sich stoisch wieder dem Fenster nähert, dem vermeintlichen Weg in die Freiheit.

Wumms! Direkt gegen die Scheibe. Aua! Das tat bestimmt weh. Jetzt taumelt sie auf die Fensterbank, liegt auf dem Rücken und dreht sich brummend um sich selbst.

Ja, wenn ich über das Leben einer Stubenfliege schreiben könnte, dann hätte ich jetzt ein Anschauungsobjekt. Den Protagonisten direkt vor Augen. Ich könnte ein Interview mit ihm führen, ihn ausfragen. So etwa: „Wie fühlten Sie sich, nachdem Sie mit dem Kopf gegen die Scheibe gedonnert sind?“ oder „Was haben Sie gespürt, als die Fliegenklatsche direkt neben Ihnen niedersauste?“ oder (Klammer auf) wie Journalisten die Fußballspieler nach dem verlorengegangenen Spiel befragen (Klammer zu) „Woran hat es gelegen, dass Sie keinen Ausweg gefunden haben?“

Sie findet den Ausweg nicht.

Ein Ausweg wäre jetzt gut. Zu wissen, dass das Blatt immer noch leer ist und der Abgabetermin immer näher rückt, macht mich ganz ungeduldig. Wenn ich ungeduldig bin, kann ich nicht schreiben. Ich muss mich entspannen. Ich muss etwas zu Papier bringen!

Dabei würde ich jetzt viel lieber etwas ganz anderes machen. Bügeln zum Beispiel. Bügeln wäre mir momentan lieber als schreiben?!

Mein Gott. Und dabei habe ich es einmal so sehr geliebt, dass ich unbedingt Autorin werden wollte. Nur darum bin ich doch den Vertrag mit dem Zeitschriften-Verlag eingegangen. Jeden Monat zum 15. eine fertige Story. Keine Story – kein Geld. Punkt.

Ohne Geld kann ich mir die Wohnung nicht leisten. Nicht einmal einen Cappuccino könnte ich mir mehr gönnen. Ein Cappuccino? Das isse’s. Ich mache mir jetzt einen Cappuccino, der meine Lebensgeister mobilisiert. Danach geht es weiter. Koffein wird meine Sinne beleben und meine müden Geister wecken.

Apropos wecken – die Stubenfliege ist auch wieder munter. Noch etwas benommen taumelt sie über die Fensterbank. Vom Zucker angelockt, der neben der Kaffeetasse auf die Tischplatte gerieselt ist, tappt sie sorglos auf mich zu. Soll ich?

Mittlerweile ist mir alles egal. Auch die Fliege. Soll sie doch.

Komm doch!

Bist du auch einsam? Was ist deine Aufgabe? Kennst du auch den Druck, der auf dir lastet, wenn du etwas Bestimmtes leisten musst?

Mein Gott, jetzt unterhalte ich mich schon mit einer Stubenfliege!!!

Also gut – ich nehme mir vor, noch eine halbe Stunde zu schreiben. Und wenn es dann nicht klappt, dann …

Ja, was dann?

… Dann packe ich heute wieder alles zusammen.

Aber gleich morgen früh setze ich mich zuallererst an den Schreibtisch. Gleich nach dem Frühstück. Nachdem ich den Tisch abgedeckt und die Spülmaschine eingeräumt habe. Und nachdem ich das Bett glatt gezogen habe. Eigentlich wollte ich ja morgen früh erst eine Runde joggen gehen. Danach wollte ich Fenster putzen. Ach was, das hat ja eh keinen Sinn: die Fliegen kacken ja doch alles wieder voll.

Wo ist sie denn?

Seh' ich sie?

Fliege?

Ah hier, hinter dem Spitzer. Ob sie immer noch benomm …

HUCH! Jetzt hab ich mich aber erschreckt! Ist mir das blöde Vieh doch fast ins Gesicht geflogen. Bist du lebensmüde? Kamikaze – oder was?

Jetzt hab ich aber genug. Von der Fliege und vom leeren Blatt.

Unsanft wird der Stift in die geöffnete Schreibtischschublade gedonnert, das Blatt zerknüllt und in den Papierkorb geworfen. So, und jetzt bist DU dran!

Klar, sitzt SIE schon wieder auf der Scheibe!

Die Fliegenklatsche nähert sich langsam – und SUMM… entwischt die Fliege, zurück ins Dunkel des Zimmers. Na, dann eben nicht!

Ich geh 'ne Runde laufen!

Ina Leisenheimer, 1958 geboren und aufgewachsen in Rheinhessen. Sie arbeitet als Erzieherin im Elementarbereich, liebt ihren Beruf, wandert gerne, mag Wein und Wildkräuter. 2001 absolvierte sie das Studium Creative Writing beim Inkas Institut in Bingen. Seitdem hat sie mehrfach Texte in Anthologien veröffentlicht.

---

in mir -
gedichte über die jahre

Von Noemi Josephine,
Justus Simon und
Hans-Jürgen Buch

Debras Verlag,
Konstanz, 2013
ISBN 978-3-973150-14-7;

168 Seiten,
Hardcover, 16,70 €

Foto: Steffen Kurz

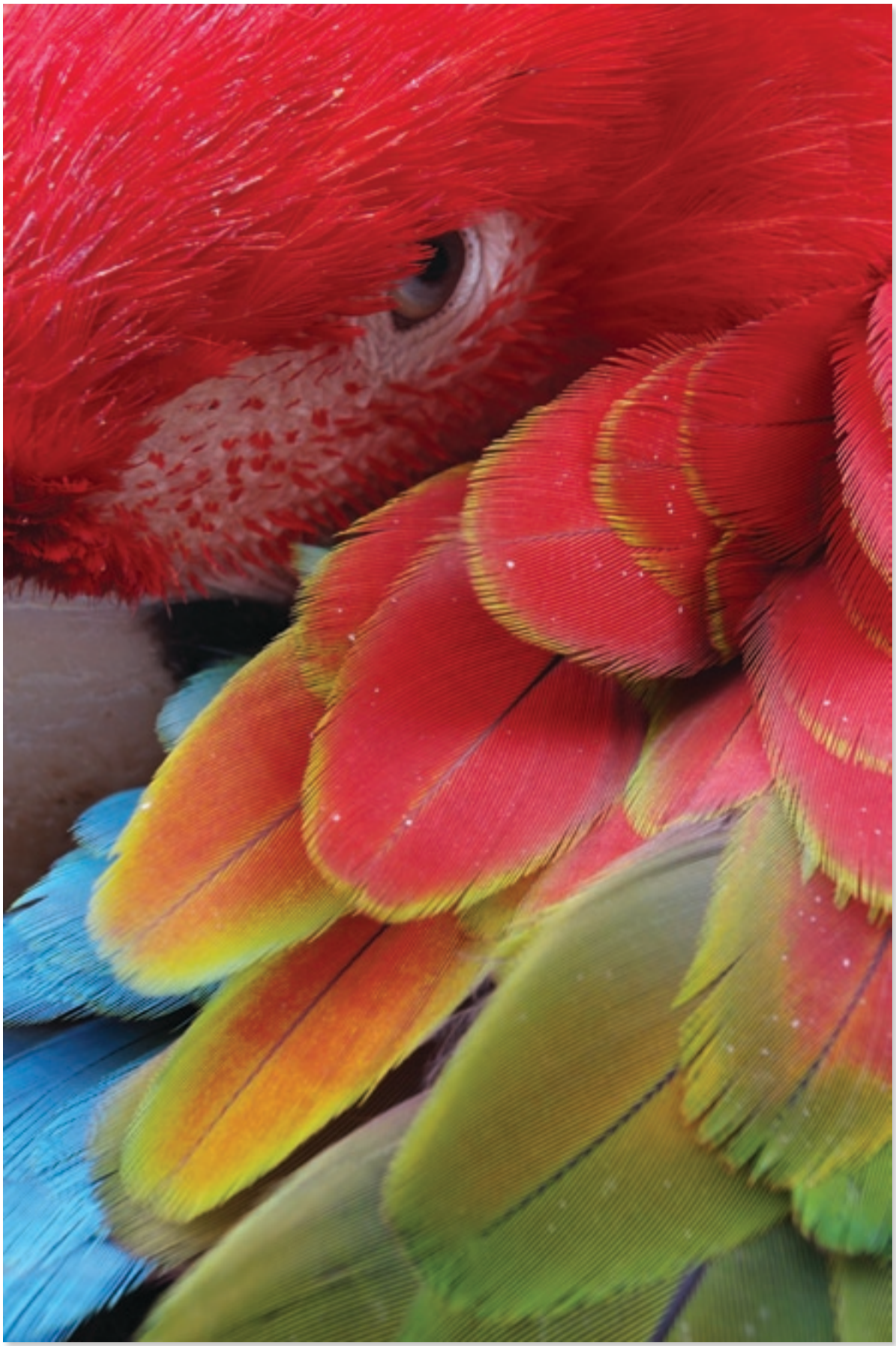


Foto: Steffen Kurz

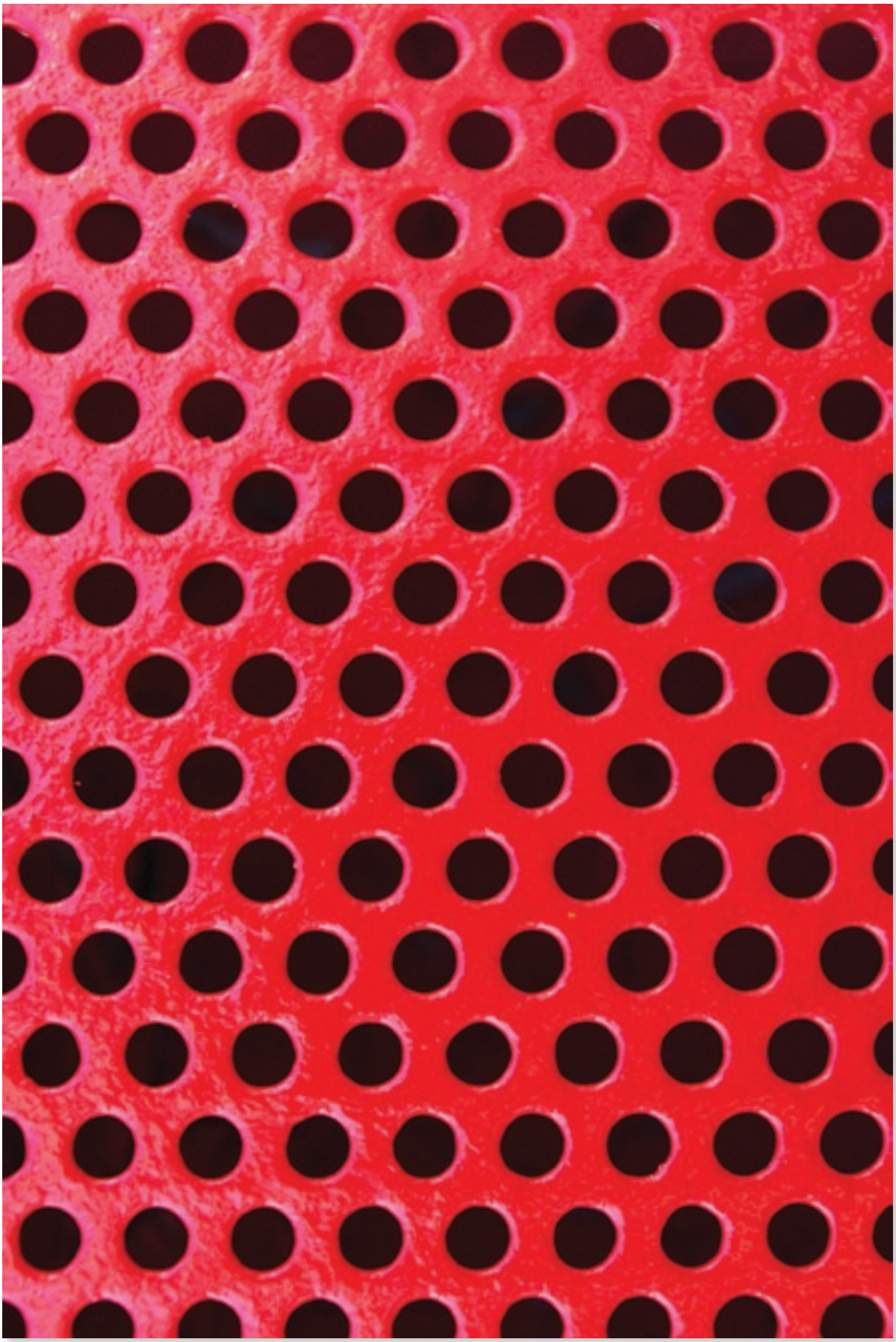


Foto: Steffen Kurz

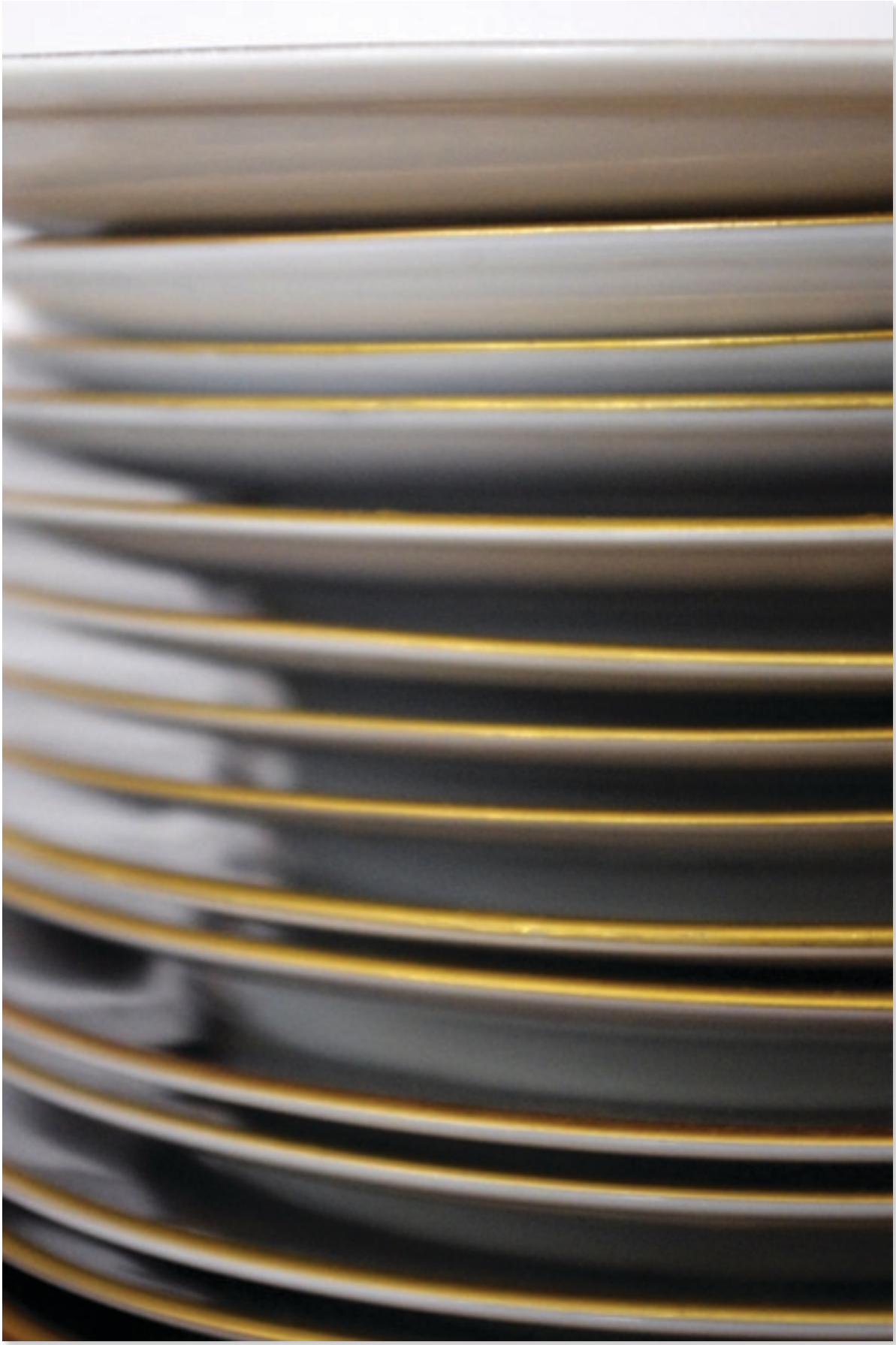


Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Im Kontext

Armin Chiriac

Im Internet lese ich literarische Ergüsse anderer Autoren über die „Nase eines Mannes“, über „Liebe, Sanftmut und Geduld“ oder aber über den „dunklen Wald“, während ich im Hintergrund im TV seit über eineinhalb Stunden einer Dokumentation über Hitler und Mussolini mehr zuhöre als zuschaue. Und wenn ich einmal hochblicke, schaue ich mir die Figur und das Gesicht von Mussolini an und schon beginnt sein markanter Name in meinem Gehirn Kapriolen zu schlagen – ich lasse es zu, es fließt. Denke nicht lange darüber nach, ganze Assoziationsketten entstehen:

Mussolini,
ich „muss o Lini“
dich unbedingt wieder treffen.

Lini,
dies sei ab heute dein Name.
Lini muss nach Italien.
Wie hieß dieser alte Song noch?
Itzi, bitzi, Tini, Wini, Honolulu, Standbikini oder so ähnlich,
nacheinander eingefügte Begriffe, die sich wegen ihrer Silben gut einarbeiten lassen. Ein Reim eben.
Ob das auch mit meinem „muss o Lini“ geht?

Es muss der Mussolini,
nicht das was Wini muss,
schon gar nicht muss der Lini,
was Tini darf und kann.
Es ist der Izti-Bitzi-Lini-Wini,
der Mach-mich-auf-und-trink-Martini.
Schon gar nicht muss der Lini zu der Karini raus,
da er sich zuvor noch schnell die Sabini einverleiben muss.

Sabini, das ist die Kini mit der Mandolini, die Frau mit dem nahezu gleichnamigen Instrument, die sich danach den Enkelsohn von Mussolini schnappt und ihm die italienische Hymne auf ihrer Mandolini vorspielt.

Hat nun Mussolini irgendeine Bedeutung in diesem Text, in dieser Textkomposition, oder kam er deswegen nur hinein, hat er sich deswegen nur in diese Zeilen hineingedrängt, hineingeschlichen, weil ich zufällig diese Dokumentation im Hintergrund laufen lasse?

Zufall? Gibt es das, den Zufall? So wie Mussolini kein Zufall auf diesem Planeten war, ganz zu schweigen von Hitler, seinem deutschen alter ego, so ist es kein Zufall, dass ich die Sendung über ihn nebenbei mehr hörte als sah und ihn dadurch verarbeitete. Gedanklich aber auch sprachlich.

Besonders sprach mich dabei sein Name phonetisch an, lautmalerisch. Diese Ini-Endung, eine typische italienische Endung, die man schon als Kind aus den Filmen wahrnehmen konnte oder aus den Übertragungen der Spiele der deutschen Fußball-Nationalmannschaft gegen Italien gut kennt. Da war ein Conti, ein Rossi, Maldini, Donadoni (das klingt wie der italienische Begriff für Donuts), Altobelli oder auch der berühmte Giovanni Trapattoni. Dieser hat gleich im Vor- und im Nachnamen jeweils eine I-Endung. Typische Italiener eben. Das macht es ja so einfach, so klar,

weil die Welt in diesem Moment so leicht einzuteilen, abzugrenzen ist. Da sind die Italiener mit ihren vielen I-Namen, die Rumänen, mit ihren typischen Escu-Endungen (Donbrescu, Ceausescu, Dumitrescu usw.), die Schotten, die man hier und da noch an den klassischen Namensbeginn erkennt, den berühmten Macs, als McColl, McGrain, McLeish und etliche andere. Das gilt nicht für jedes Land und jede Sprache, aber immerhin gibt es noch manchmal diese einfache Welteinteilung, die uns früher, ob nun Klischee oder nicht, das Verständnis der Welt einfacher machte. Spätestens im Humor und in den Witzen kommen diese Klischees immer noch zum Tragen. Wenn ein Kikibowski, Pitanski und Orlowski in einem Witz vorkommen, denken doch die meisten gleich an Polen, bei Ionow, Kerschakow oder Schatow doch wohl eher an Russland und bei Meier und Maier, Müller und Friedrich wohl an Menschen deutscher Herkunft. Unsere Welt ist also von lautmalerischen Worten geprägt. Wir verlassen uns darauf!

Doch wie komme ich nun von Mussolini und „muss o Lini“ zu den italienischen Fußballern und Menschen mit russischer Herkunft? Weil mein Gehirn eine solche recht schnell nachvollziehbare Assoziationskette gebildet hat. Also Verbindungen geschaffen hat, die auf meine Erinnerung und auf meine Gedankenverbindungen zurückzuführen sind.

Muss der Lini nun die Karini und die Mini treffen?

Wie wäre es, wenn die ihre Vornamen vermischen würden? Also Mussorini, Kalini oder Minilini, treffen bald die Tini bei Sabini an der Theke. Völlig neue Aussagen aus Zusammensetzungen, die künstlich vorgenommen wurden. Nicht unbedingt sinnvoller, aber neu zusammengesetzt auf jeden Fall. Wobei, was heißt schon künstlich? War das alles vorher natürlich?

Der Unterschied zwischen Kunstprodukt und Natur ist doch nicht immer so klar herauszufinden und in der Sprache schon gar nicht. Es geht wohl nur um Geschichte und Nachfolge, also was oder wer, welcher Begriff war zuerst da? Was oder welcher kam danach auf? Und so weiter. Das ist schon alles. Die Kunst selbst ist dann auch ein Kunstprodukt, Sprache ein Naturprodukt mit künstlerischem Unterton. Oder?

Assoziatives Schreiben, das ist der Beginn nicht selten mit einem einzigen Wort, also ein vorgegebener Begriff, einer Idee vielleicht, um dann dem Gehirn des Autors freien Lauf zu lassen. Es gibt hier kein „richtig“ und „falsch“, kein „nur so geht es“ oder „das ist ja komisch“. Es ist assoziativ, es ist experimentell und es ist grenzenlos, tabulos, vielleicht auch oder gewissermaßen, auf jeden Fall regellos. Es ist auf jeden Fall spannend, gerade, wenn man das so durchführt, dass es blitzartig geschieht, also ohne lange Überlegung, wie beim Blitzschach. Zwei, drei Sekunden und dann geht es los und es fließt. Falls es nicht sofort fließt, dann kommt genau das auf’s Papier, weil es ja auch eine Art Fluss ist, der nicht fließende Fluss oder so ähnlich. Wortlosigkeit ist eigentlich nicht wirklich möglich, es sei denn, es ist eine Blockade vorhanden – eine Sprach-, Wort- und Formulierungsblockade. Das könnte fast pathologisch sein oder aber das Ergebnis einer selbst auferlegten Sprachlosigkeit oder eines Gelübdes. Da denke ich sofort an die selbstauferlegten Manieren mancher Mönche, wie das Gelübde der Sprachlosigkeit.

Mönche, Mussolini, Männer

Drei Begriffe, die alle drei mit einem M anfangen. Zufall? Ja und nein. Nicht umsonst sind sie mir eingefallen. Schon wieder unterliege ich einer Assoziationskette. Es ist nicht einfach, sich dieser zu verschließen oder sie nicht zur Geltung kommen zu lassen. Es geschieht bei mir so natürlich, ganz zwanglos. Ich müsste es bewusst nicht zulassen, mich dagegen sperren, damit es nicht geschieht.

Alles M’,s – also Begriffe, die mit einem M beginnen.

Mussolini, jetzt bewusst kein weiteres Wort mit einem „ini“ in der Endung. Keine Reime, bewusst keine Verbindungen und Assoziationen, sondern lauter Begriffe und Worte, die quasi nicht im Zusammenhang stehen. So wie beispielsweise: Sprudelwasser, Hinterbein und Kopfkragen.

Absolut kein Zusammenhang und dennoch bin ich derjenige, der den Zusammenhang letztlich hergestellt hat, da diese mir spontan und unmittelbar hintereinander oder gleichzeitig einfielen. Also eine gewisse Metaverbindung, ein Metazusammenhang, also ein Zusammenhang, der über diesen unmittelbaren Begriffen steht. Der Zusammenhang, der quasi über den Autor einhergeht. Ohne unmittelbare Erkenntnis und schon gar nicht mit einem Reim verbunden, aber doch über einen tiefen, inneren Kontext verbunden – dem Autorenkontext.

Insofern ist es im experimentellen Schreiben nicht so entscheidend, mit welchem Gedanken ich starte und beginne, sondern die bewusste Assoziationskette, die ich zulasse, oder aber die innere Verbindung als Autor, die sich letztlich daraus ergibt. Diese schafft den Text, also textus im Sinne des gewobenen Gedankens, gewobener Sprache, Verbindung und Zusammenhang. Kontext eben.

Ein schönes, echtes Schlusswort – Kontext.

Armin Chiriac, geb. 1966, ist seit mehr als 30 Jahren als freiberuflicher Autor und Schriftsteller tätig. Er gründete die beiden Zeitschriften „Zeitspiegel“ und „Jugend-Forum“ und war zudem als Journalist, Rezensent, Übersetzer und Ghostwriter tätig. Seit dem Jahr 2011 führt der studierte Theologe eine eigene Textagentur. Parallel dazu ist er seit dem Jahr 2003 als Dozent und Persönlichkeitstrainer freiberuflich tätig.

eXperimenta

ANKÜNDIGUNG

Die nächste **eXperimenta** erscheint Anfang **November** zum Thema **ZeilenBruch** unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Flucht, Bewegung und Tod in der Literatur Teil Zwei Norbert W. Schlinkert
- Die Xu-Pei-Trilogie Teil Eins
- Gedichte schreiben nach Ausschwitz Peter Paul Wiplinger
- Freimütige Gedichte Mona Ullrich
- Schreiballtag einer Autorin Annie Kleff
- Fünf Gedichte Nadja Scheuble
- Lyrik Johannes Witek 1 Gedicht
- Reisen als Betätigung Hendrik Bloem
- Drei Gedichte Sigune Schnabel

1945 – 2015 Siebzig Jahre Nachkriegsliteratur – ein Thema, das wir in 2015 in jeder Ausgabe aufgreifen wollen. Themenvorschau:

- November: ZeilenBruch
- Dezember: WortWelle

Und 2016?

Haben Sie eine Idee, etwas, das wir als Schwerpunktthema behandeln sollten? Zurzeit arbeiten wir am Konzept für das kommende Jahr und freuen uns über Anregungen von Ihnen!

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstorys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die eXperimenta-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(Innen). Beiträge senden an: **redaktion@experimenta.de**

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!
Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

Von rosa Welten und dem Labyrinth

Pawel Markiewicz

Hoffnung auf die rosa Welten

ein einsamer Wanderer-Dichter aus Athen
hegt Hoffnung auf das Land der Poesie
das liegt von uns nicht allzu fern
er träumt in der Einsamkeit gerne

er will grenzenlos fliegen
bis in eine rosa Zauberwelt
dort wird die Ferne zu einem Stern
und die Welt ist einer Feenhoffnung wert

der Wanderer will unter den Wolken wohnen
die schönste Dichtkunst dem Windhauch widmen
er spürt heute in seinen Adern die lila Wonnen
und hat die Hoffnung auf Erfüllung

Im Labyrinth

die Sehnsucht kann schweben
durch das Labyrinth der Zeit
sie mag wenn Vögel fliegen
im Windhauch mit der Luft

die Sehnsucht mag das Labyrinth der Gefühle
und den Mond unter blauen Sternen
es ist schön was ich heute spüre
im Labyrinth in der Feenwelt

die Sehnsucht kam vom Labyrinth
der Engel mit lila Flügeln
ich nehme die goldene Sehnsucht mit
um das Schöne des Labyrinths zu spüren

Pawel Markiewicz (geb. 1983) ist Jurist und Germanist. Er studierte Jura an der Universität Warschau sowie die deutsche Sprache in Biala Podlaska. Pawel war Stipendiat des Forums Alpbach, eines Denkerdorfs. Er ist Autor von zwei Lehrwerken der deutschen Sprache sowie von drei Gedichtbänden auf Polnisch (Verlag: die Volksverlagsgenossenschaft in Warschau). Seine deutschen Gedichte wurden in vielen Anthologien in Deutschland veröffentlicht. Pawel ist Besitzer eines Cockerspaniel-Rüden mit Namen Kumpan.

Der Clown in der Finsternis

Sonja Ruf

Zwei plus zwei ist vier. Logischerweise funktioniert das auch umgekehrt: Vier ist zwei plus zwei.

Auf einem Wochenmarkt stand ein Wagen, in dem Käse verkauft wurde. Der Werbespruch „Käse ist Leben“ klingt gut. Aber umgekehrt?

Schreiben ist eben keine Mathematik. Logik und Kreativität haben glücklicherweise wenig miteinander zu tun.

Schreiben ist eigentlich ganz einfach nach dem Rezept: Schreiben Sie den ersten Satz so, dass man den zweiten lesen will, den zweiten so, dass man den dritten lesen will usw. Wie jede Kunst ist auch das kreative Schreiben eine Form der Freude. Schreiben, malen, singen, tanzen - jeder Mensch ist ein Künstler, von dieser, durch Joseph Beuys berühmt gemachten Annahme, bin ich überzeugt; deshalb gebe ich Kurse in „Kreatives-Schreiben“, z.Zt. in der Frauen- und Genderbibliothek Saarbrücken.

Jedem tut es gut, zu schreiben, aber nicht jeder muss veröffentlichen. Wer gerne Klavier spielt, muss nicht jeden Tag fünf Stunden üben. Der Konzertpianist schon. Ein Schriftsteller muss bereit sein, sein Werk immer wieder und wieder zu überarbeiten. Er genießt den kreativen Flug und scheut sich nicht vor der Mühe. Die Mühe jedoch sollte dem Werk am Ende ausgetrieben werden. Denn, wo es nach Mühe aussieht, da ist der Autor gescheitert. Welches Publikum lauscht schon gern einem Opernsänger, um dessen Stimmbänder es fürchtet.

Wir Autoren müssen nicht nur zum Überarbeiten bereit sein, auch sonst zu einigem: Neugierde, Phantasie, Abenteuerlust, Gerechtigkeitssinn, Genauigkeit helfen. Auch mal die Perspektive zu wechseln: Gehen und atmen Sie doch mal wie ein anderer, den Sie möglichst genau beobachten. Sie werden diese Person auf eine Weise verstehen wie sonst nie, selbst wenn Sie darüber nicht sprechen können.

Alle Erscheinungen des Lebens sind zu begrüßen. Das laute Gespräch am Nachbartisch ist vor allem interessant. Unglück und Hindernisse machen den Text Ihres Lebens spannend. Wer liest schon gern den Roman eines wunschlos glücklichen Menschen in einer glücklichen Zeit - was ist langweiliger?

Jedem rate ich, die eigenen Bilder zu suchen und ihnen zu trauen. Wenn der Zahnwurm im Backenzahn sitzt und Blut säuft, brauche ich nicht von Wurzelentzündung zu schreiben, das habe ich ja aus zweiter Hand, nämlich vom Zahnarzt gehört, das fühle ich nicht, ich fühle den Zahnwurm. Das Fremde, diesen Schmerz und die fremde Zuschreibung, also die Erklärung des Zahnarztes, mache ich mir zu eigen durch das eigene Bild. Dadurch werde ich Herrin der Ereignisse - und das stärkt!

Schreiben bedeutet nämlich auch, die Fremdbestimmung über das eigene Leben nicht zu akzeptieren, das gilt auch für die Betrachtung der Vergangenheit.

Sich den Sinn des Lebens selbst zu geben, ist die Geheimformel für Resilienz, für psychische Widerstandskraft.

Schließen möchte ich mit einem meiner Lieblingsautoren, dem amerikanischen „Underground“-Autor mit deutschen Wurzeln, Charles Bukowski, dessen Humanismus oft übersehen wird, weil er ein wenig sehr derb schreibt. Er sagt in einem Buch mit dem Titel „Den Göttern kommt das große Kotzen“, dass man, wenn man schreibt, wie der Clown in der Finsternis sei. „Du bekommst einen Gang wie ein Tiger. Und in der Hölle werden Sie dich ehren.“ Das mit dem Tigergang kann ich bestätigen. Zumindest innerlich!

Einführung in die moderne Lyrik

Ein Seminar der Pro Lyrica,
Schweizerische Lyrische Gesellschaft, Schaffhausen,
in Zusammenarbeit mit der GdSL,
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, St. Gallen.

PRO LYRICA

GdSL

Samstag 24.10.2015

Hauptpost, Raum für Literatur,
Eingang St. Leonhardstrasse 40, beim Hauptbahnhof St. Gallen

Referenten: Mario Andreotti und Oliver Füglister

Moderne Lyrik ist die wandlungs- und entwicklungsfähigste Literaturgattung. Doch begegnen ihr Autoren und Liebhaber häufig mit Vorurteilen: moderne Lyrik sei schwierig, verkopft oder schlicht und einfach schwer zugänglich. Diesen Vorurteilen wollen zwei Schweizer Literaturvereine mit einem Literatur- und Schreibseminar entgegenwirken.

Die Teilnehmer lernen in einem ersten Schritt die wichtigsten Merkmale moderner Gedichte kennen. In einem zweiten Schritt setzen sie diese Kenntnisse in eigenen Texten um.

Voraussetzungen:

Sie schreiben Lyrik und möchten sich mit der Lyrik im Allgemeinen und im Speziellen theoretisch wie praktisch auseindersetzen. Sie möchten mehr über Ihre Lyrik und über aktuelle Lyrikformen erfahren.

Preise: Seminar inkl. Getränken und Kursunterlagen, exkl. Mittagessen
Nichtmitglieder Fr. 250.–
Mitglieder (Pro Lyrica, GdSL) Fr. 200.–

Zur fakultativen Vorbereitung auf das Seminar eignen sich:

Mario Andreotti:
Die Struktur der modernen Literatur
Neue Formen und Techniken des Schreibens: Erzählprosa und Lyrik.
UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014 (Haupt), ISBN 9783825240776; v.a. Kap. 8–11.

Harald Fricke/Rüdiger Zymner (Hrsg.):
Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren
UTB Band 1616, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2007 (Schöningh), ISBN 9783838516165

Anmeldung:

Bis 12.10.2015 per Post oder E-Mail senden an:
Pro Lyrica c/o Rolf Zöllig, Hard 10, CH-8408 Winterthur
sekretariat@prolyrica.ch

TERMINHINWEIS

Anleitung zum Glücklichsein

Kim Ehinger

Personen: **Mann (40 Jahre), Frau (Ende 30)**

Frau: Ich glaub, das war im Gartencenter oder im Baumarkt. Eins von beiden, ich weiß es nicht mehr genau. Ich stand zwischen diesen riesigen Regalen und auf jeden Fall…

Mann: Es war im Baumarkt, ich weiß es noch. Meine Glühbirne war wieder mal kaputt und da bin ich in den Baumarkt. Und wie das eben so ist, schlenderte ich noch ein Weilchen herum und atmete den Duft von harter Arbeit und Holzspänen ein.

Frau: Ja, kann sein im Baumarkt. Ich weiß nicht mehr. Ich weiß nur, es war im Sommer und schweineheiß. Ich stand zwischen diesen riesigen Regalen und hab irgendwas gesucht… irgendwas für meine Wohnung, ich weiß es nicht mehr. Auf jeden Fall…

Mann: Sie sah wirklich verloren aus, wie sie da stand zwischen diesen drei Meter hohen Regalen für Trockenausbau und Dämmstoffe. So winzig und verloren.

Frau: Es war Sommer und ich wollte einfach nur da raus, aus diesem Scheiß-Laden, das weiß ich noch. Und ich stand bei irgendeinem Regal und wollte einfach nur weg, raus aus dieser Klimahölle für Laienhandwerker. Als ich mich umdrehte, stand er einfach hinter mir.

Mann: Sie sah wirklich winzig und verloren aus zwischen all diesen deckenhohen Regalen.

Frau: Ich hab mich umgedreht und er stand hinter mir und hat gefragt, ob ich Hilfe bräuchte. Na, toll wieder so einer, der sich für einen Profiheimwerker hält, dachte ich noch.

Mann: Ich wollte wirklich nur helfen. Keine blöden Absichten, kein falsches Geprahle.

Frau: Na, klar.

Mann: Als sie sich umgedreht hat, da wusste ich sofort, die braucht doch meine Hilfe nicht. Das ist nicht eine von diesen hilflosen Weibchen.

Frau: Warum du dann gefragt?

Mann: Na ja, irgendwas musste ich dann schon sagen.

Frau: Blöder Penner, hab ich gedacht, seh ich etwa so hilflos aus?

Mann: Ich wollte wirklich nur behilflich sein.

Frau: Und warum hast du mich danach auf ein Eis eingeladen?

Mann: Es war doch Sommer und wirklich sehr heiß.

Frau: Ja, das stimmt, schweineheiß.

Mann: Ihre Augen waren blau. Blau und leicht türkis.Damit hat sie mich angefunkelt, herausfordernd angefunkelt mit diesen meerblauen Augen.

Frau: Ich glaube, er hatte Angst vor mir. Keine Ahnung, auf jeden Fall hat er mich auf ein Eis eingeladen. Das weiß ich noch… draußen vor dieser Filiale standen wir dann mit einem Eis in der Hand. Das halbe Eis ist mir über die Hand gelaufen, so heiß war es.

Mann: Davor haben wir noch die Ringe für deinen Duschvorhang besorgt. Ich hab dir die Abteilung gezeigt und dann hab ich einfach gefragt, ob sie Lust auf ein Eis hätte.

Frau: Das Eis ist schon geschmolzen, bevor ich es überhaupt in der Hand hielt. Über den ganzen Parkplatz geschmolzen. Überall Kleckse von Erdbeereis

Mann: Deine Augen sind türkis, hab ich noch gesagt. Ganz hell. Das sind Schmuckstücke deine Augen, hab ich gesagt.

Frau: Das war wirklich eine billige Masche.

Mann: Keine Ahnung, wieso ich das gesagt hab. Vielleicht, weil es mir peinlich war, wie mir das Schokoladeneis über das weiße Hemd gelaufen ist. Irgendwas musste ich schließlich sagen. Vielleicht hab ich das auch mal in einem Film gesehen oder in der Werbung. Naja, es hat funktioniert.

Frau: Ich hab nicht mit ihm geschlafen, weil er von meinen Augen geredet hat. Auf so was fall ich doch nicht rein. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich mit ihm geschlafen hab. Aus Langeweile vielleicht.

Mann: Bestimmt nicht aus Langeweile. Das war ein super Spruch. Ich hab es ganz ernsthaft gesagt und ihr dabei in die Augen gesehen. Ungefähr so: Das sind Schmuckstücke, deine Augen.

Frau: Nein, daran lag's bestimmt nicht. Er sah ja auch nicht schlecht aus. Nicht so wie jetzt. Jetzt hat er Fettpolster und seine Haut wird immer fahler. Aber damals draußen auf dem Parkplatz vor dem Baumarkt voll mit Schokoeis, da fand ich ihn schon süß.

Mann: Wir sind in meine Wohnung gegangen und haben die ganze Nacht gevögelt. Nach drei Wochen ist sie dann bei mir eingezogen. Sie war einfach da. Hat sich breit gemacht in meinen Räumen. Dann war alles voll von ihr. Voll von ihren CDs und ihrem Parfüm.

Frau: Ich hab gerne Zeit mit ihm verbracht. Er war irgendwie anders. Er hat keine Erwartungen an mich gestellt. Ich konnte immer noch tun, was ich wollte. Aber ich wollte auf einmal gar nichts mehr tun. Ich wollte nur bei ihm sein.

Mann: Es war schön. Zwei Monate. Nur wir beide. In diesen engen Räumen. Sex und ihr Parfüm. Ihr Geruch, der überall an den Wänden hing, sich überall ausgebreitet hat.

Frau: Das ist Liebe, dachte ich. So fühlt es sich an. Alles zu teilen. Sich mitzuteilen. Sich aufzuteilen. Zwei Teile, die sich in eins verwandeln.

Mann: Auch wenn sie weg war, was sehr selten vorkam, konnte ich sie immer noch riechen. An der Zimmerdecke. Auch wenn sie weg war, physisch abwesend, war sie immer noch anwesend durch ihren Geruch.

Frau: Ich wollte nicht mehr gehen. Das ist jetzt mein Zuhause, hab ich gedacht.

Mann: Ein halbes Jahr später haben wir geheiratet. Vielleicht etwas zu überstürzt, wie manche anmerkten, aber wir haben sowieso die komplette Zeit miteinander verbracht.

Frau: Standesamtlich haben wir geheiratet. Alles sehr schlicht. Nur wir beide.

Mann: Kinder wollte sie keine.

Frau: Du doch auch nicht.

Mann: Stimmt, ich dachte, dass reicht, nur wir beide. Für den Rest der Tage.

Frau: Der Rest der Tage, hört sich sehr romantisch an, denken Sie jetzt bestimmt. Aber das ist auch eine unbestimmte Zeit. Das ist nicht absehbar.

Mann: Es war auch romantisch. Alles lief gut. Alles lief im selben Rhythmus. Tag ein Tag aus.

Frau: Tag ein, Tag aus. Nur wir beide.

Mann: Es fing irgendwann mit dem Geruch an. Der Geruch ihres Körpers, der sich in der Wohnung festgesetzt hatte. Es ist mir erst nicht aufgefallen. Man gewöhnt sich schließlich sehr schnell an alles. Aber irgendwann, als wir miteinander schliefen, da konnte ich es nicht mehr ignorieren. Der Geruch ihres Körpers, der Geruch ihrer Haut, der Geruch ihres Mundes, der Geruch ihres Scheidenausflusses, der Geruch ihrer Haare….

Frau: Irgendetwas war da. Irgendetwas hatte sich verändert. Ich weiß nicht genau, was es war, aber er verhielt sich plötzlich anders. Es schien ihm immer qualvoller zu werden, mit mir Zeit zu verbringen.

Mann: Dieser Körper. Ihr Körper fing an zu stinken. Alles an ihr fing an zu stinken. Ich hielt das nicht mehr aus. Auch wenn ich die Wohnung mehrmals am Tag lüftete, ich bekam diesen Geruch nicht mehr los. Ich bekam sie nicht mehr los.

Frau: Irgendetwas war da. Irgendetwas hatte sich verändert. Ich färbte mir die Haare. Ich schminkte mich regelmäßig. Ich begann weniger zu essen, abzunehmen. Ich hungerte solange, bis ich nur noch meine dürren Knochen im Spiegel erkannte. Dann nahm ich wieder zu. Versuchte, die schönen, runden Kurven meines Körpers zurück zu bekommen. Ich aß soviel, dass meine Haut vor Fett aufquoll.

Mann: Ich kann nicht sagen, woran das lag, aber ich konnte es nicht mehr aushalten. Sie hat entsetzlich gestunken. Ein fauliger Geruch, der die Räume durchtränkte.

Frau: Erst später hab ich dann erfahren, dass er in der Zeit angefangen hat, sich mit anderen Frauen zu treffen.

Mann: Ich musste diesen Gestank irgendwie loswerden. Ich musste mal was anderes riechen.

Frau: Beim Zähneputzen abends war es mir auf einmal alles klar. Abends. Wir standen gemeinsam vor dem Spülbecken. Ich putzte mir gründlich die Zähne und spülte danach dreimal aus. Gurgeln und ausspucken, danach die Zahnseide. Und während dieses Vorgangs fiel mir auf, dass ich ihn nicht liebte, nie geliebt hatte und vermutlich niemals lieben würde.

Mann: Dieser Gestank. Ihr Gestank. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich konnte nicht sagen, woran das lag. Sie veränderte sich. Wurde so dünn, das ich beinahe durch ihre Haut hindurch sehen konnte. Danach quoll sie auf. Wurde fett. Sie färbte sich wöchentlich die Haare. Aber ihr Gestank blieb.

Frau: Im Nachhinein weiß ich nicht mehr, wieso ich versucht habe, mich zu verändern. Ich bleibe doch immer in meinem Körper verhaftet. Egal, wie sehr ich versuche, ihn zu gestalten bleibe ich immer ich.

Mann: Ich hab ihr erzählt, dass ich sie betrogen hatte, es schien sie nicht besonders zu interessieren. Sie reagierte gar nicht wirklich. Ich überlegte, ob ich sie verlassen sollte, aber wenn mir ihr beißender Geruch eine Weile nicht in die Nase stieg, fehlte irgendetwas.

Frau: Er hat mir erzählt, dass er mich betrogen hat. Mehrmals. Er saß auf dem Bett neben mir und weinte, als er mir die Seitensprünge beichtete. Seine Tränen widerten mich an. Ich hab überlegt, ob ich ihn verlassen sollte, aber wohin hätte ich gehen sollen.

Mann: Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Sieben Jahre sind fast zehn Jahre. Man erlebt viele gemeinsame Dinge miteinander, man entwickelt Gemeinsamkeiten, man entwickelt sich gemeinsam.

Frau: Das ist jetzt mein Zuhause, hab ich gedacht. Mein Leben findet in diesen vier Räumen statt. Ich wollte nicht von vorn anfangen. Ich wollte nicht gehen. Wohin hätte ich denn gehen sollen?

Mann: Sie hat sich festgesetzt. Sie ist ein Teil der Wohnung geworden, ein Teil meines Lebens. Sie und ihr Gestank, das gehört einfach dazu.

Frau: Ich bin nicht unglücklich, wissen Sie. Im Grunde hab ich doch alles, was ich brauche. Ich hab diese schöne Wohnung und einen Mann. Eine gut bezahlte Arbeit und ich hab eine Küche mit Keramikplatte. Ich finde, das ist schon ziemlich viel.

Mann: Es fehlt nicht an Alternativen, nicht an Möglichkeiten. Die hat man immer, aber das verlangt nach einer Entscheidung. Menschen entscheiden sich äußerst ungern, denn entscheiden bedeutet handeln. Nicht handeln zu müssen, ist Luxus.

Frau: Natürlich wollte ich ihn auch schon verlassen. Der Gedanke ist mir öfters durch den Kopf gewandert. Aber wohin hätte ich gehen sollen? Das ist jetzt mein Zuhause, hab ich gedacht.

Mann: Freiheit, das ist sowieso ein überholter Begriff. Eine Erfindung aus der Malboro-Werbung, vom einsamen Cowboy in der Wüste. Aber diese Form von Einsamkeit kann niemand auf Dauer aushalten, niemand von uns. Jeder, der behauptet, allein wäre er besser dran, lügt, glauben Sie mir.

Frau: Wir schlafen auch noch regelmäßig miteinander. Es ist natürlich nicht mehr so wie früher. Irgendetwas ist anders. Irgendetwas hat sich verändert. Aber das ist vermutlich normal.

Mann: Ich hab mich an den Gestank gewöhnt. Ich hab mich an sie gewöhnt. Ich glaube mittlerweile hab ich selbst den Gestank angenommen. Wenn ich die Wohnung verlasse, dann kann ich ihn an meiner Kleidung riechen. Obwohl, die meiste Zeit rieche kaum mehr etwas. Ich hab gelernt, Gerüche auszublenden, auch die schönen Gerüche. Das funktioniert eigentlich ganz gut.

Frau: Das ist jetzt alles schon wieder fünf Jahre her. Morgens stehe ich auf und gehe in die schöne Küche mit der Keramikplatte, die ich mir selbst ausgesucht habe. Dann lege ich zwei Toast in den Toaster. Während die da vor sich hin brutzeln, setze ich Kaffee auf. Drei Löffel Pulver für zwei Kaffee, das ist die perfekte Menge, ich hab's ausgerechnet. Vier Minuten später ist der Toast fertig. In der Zwischenzeit hab ich auch schon Honig und Marmelade aus dem Kühlschrank geholt. Danach zwei Kaffeebecher und den Kaffee einschenken. Dreieinhalb Schluck Milch und einen Würfel Zucker.

Mann: Dreieinhalb Schluck Milch und einen Würfel Zucker. Ja, stimmt genau. Ich glaub, früher hab ich meinen Kaffee immer schwarz getrunken. Aber das ist schon so lange her.

Kim Ehinger wurde am 6. Januar 1991 in Konstanz geboren. Im Sommer 2014 absolvierte sie ihre Regieausbildung an der Akademie für Darstellende Kunst in Ulm, wo sie ebenfalls Kurse im Szenischen Schreiben belegte. Im Juli 2014 wurde sie mit ihrem Einakter „Wie es weiter geht“ zum Interplay Europe Autorenförderprogramm eingeladen. Momentan arbeitet sie als Regieassistentin und Autorin in Köln.

Rüdiger Heins
Der Konvent
Wiesenburg Verlag
Oerlenbach, 2014
Kartoniert, 160 Seiten
ISBN 13: 9783956322525
14,80 €

Der Konvent

Zisterziensermönche der Abtei Himmerod erzählen

www.ruedigerheins.de

Ein suchender und fragender Mensch durchschreitet Himmerods Klosterpforte und lässt sich inspirieren. Er schaut hinter die Türen des Klosters, begegnet vor allem den Menschen, die hier ein Leben als Zisterzienser auf sich genommen haben. Und fragt die verschiedenen Mönche nach ihrem je eigenen Lebensweg, nach ihrer Lebensgeschichte und dem, was sie geprägt hat, nach ihrer Berufung, nach ihren Wünschen und Träumen. Und sie antworten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das sind keine ausgefeilten Referate, da bleibt manches uneben und kantig – so wie diese Menschen halt sind. **Abt Johannes Ocist**

Mit dem Buch «Der Konvent» möchte der Autor Rüdiger Heins gemeinsam mit den Himmeroder Mönchen einen persönlichen Einblick in das monastische Leben geben. Die Mönche wurden im persönlichen Gespräch interviewt. Die Fragen lauteten jeweils gleich. Im Vordergrund der Recherchen stand die Motivation:

«Was ist das für ein Mensch, der Mönch wird?»

ISBN 978-3-95632-252-5 • € 14,80

Die Tochter des Arisierers

Traude Veran

ich hätte schon früher da gewohnt
ich wäre Jüdin gewesen
ich hätte mir nichts anderes vorstellen können
so hätte sich Leben anfühlen müssen

ich wäre Jüdin gewesen
ein behütetes jüdisches Kind
so hätte sich Leben anfühlen müssen
Wärme und Sicherheit

ein behütetes jüdisches Kind
plötzlich von Riesen umtrampelt
Wärme und Sicherheit
fort

plötzlich von Riesen umtrampelt
das Märchenhafte
fort
kein Prinz der mich rettet

das Märchenhafte
zerstört in Gegenwart
kein Prinz der mich rettet
nur Stiefel und Heil!

zerstört in Gegenwart
der Kindheitstraum
nur Stiefel und Heil!
und Geschrei

der Kindheitstraum
fortgejagt fortgezerrt
und Geschrei
so mitleidlos

fortgejagt fortgezerrt
ich habe mir nichts anderes vorstellen können
war so mitleidlos
früher habe ich nicht hier gewohnt

Traude Veran, geb. 1934 in Wien, als Sozialarbeiterin und Psychologin in Deutschland und Österreich tätig, seit der Pensionierung Schriftstellerin und Gärtnerin, hat neben einer Reihe von Sachbüchern etwa 20 literarische Bände geschrieben bzw. übersetzt. Sie lebt wieder in Wien. www.letternfilter.at

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Eines Tages

Anke Hildebrand

Das Telefon klingelte schrill. Schnell lief er um den Tresen herum und schaute auf das Display: Es war ihre Nummer. Sein Herz begann zu rasen, seine Hand zitterte, als er langsam den Hörer abhob. Er atmete tief durch und meldete sich dann mit immer noch leicht aufregter Stimme: „Pizzeria Da Luigi, Martin am Apparat, guten Abend.“ Ihre warme Stimme klang durch den Hörer: „Guten Abend, Naumann hier. Ich möchte gerne eine Bestellung zum Liefern aufgeben.“ „Sehr gerne, Frau Naumann“, antwortete er, nun etwas ruhiger. „Ihre Adresse bitte?“ Während sie sie ihm durchgab, hatte er schon längst die vertraute Straße und Hausnummer notiert. Geschäftsmäßig fragte er weiter: „Die Bestellung, bitte?“ Sie antwortete, während er wiederum schon im Voraus die Nummer der Pizza und den kleinen italienischen Salat eingetippt hatte. „Dauert ca. 30 bis 35 Minuten.“ „Prima, danke“, antwortete sie, „tschüss.“ „Tschüss“, sagte er rasch und legte mit schweißnassen Händen den Hörer auf. Wieder atmete er tief durch. Eine neue Chance bot sich ihm mit dieser Bestellung, sie beim Ausliefern wiederzusehen. Wie sehr er sich diese Begegnung herbeigesehnt hatte.

Nachdem er ihre Bestellung an die Küche weitergegeben hatte, band er sich rasch die Schürze ab und rief seinen Kollegen zu, dass er diese Auslieferung übernehmen werde. Seine Kollegen konnten sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Sie machten gerne ihre Scherze damit, dass Martin wohl „auf ältere Semester stehe“, was dieser nur mit einem Achselzucken abtat. Und wenn schon, dachte er bei sich, Renate Naumann mochte zwar knapp sechzehn Jahre älter sein als er, dennoch war sie für ihn eine unendlich anziehende Frau. Er fieberte jeden Tag auf ihren Anruf hin und nun hatte sie endlich angerufen. Heute war der Tag gekommen, an dem er sich ihr offenbaren würde. Er würde ihr sagen, wie sehr er sich nach ihr sehnte und dass er sich ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen konnte. Er würde ihr auch sagen, dass er schon so vieles über sie wusste; ihre Telefonnummer und Adresse konnte er im Schlaf hersagen; er kannte ihr Auto und auch ihre Arbeitszeiten. Ihre Vorlieben für Essen und Getränke waren ihm vertraut und selbstverständlich auch die Gerichte, die sie regelmäßig bei ihm in der Pizzeria bestellte.

Rasch ging Martin in die Umkleidekabine und holte aus seinem Spind einen Kamm und sein Aftershave heraus. Mit zittriger Hand versuchte er, sein braunes, verwuscheltes Haar in eine ordentliche Form zu bringen. Es gelang ihm kaum, seine Aufregung wuchs mit jeder Minute. Schnell ging er zurück in die Küche, wo ihre Pizza soeben im Karton in gleichmäßige Stücke geschnitten wurde. Martin griff nach dem Salat, der schon fertig auf der Theke stand, nahm die Pizza und ging hinaus zum Liefertaxi. Er fühlte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte. Gleich, dachte er, gleich war es soweit und er würde ihr endlich wieder gegenüberstehen. So oft es in den letzten Monaten möglich gewesen war, hatte er ihre Bestellungen selbst ausgeliefert. Er war sich sicher, dass er für sie mittlerweile ein vertrautes Gesicht war. Dies würde gewiss helfen, wenn er sich ihr offenbarte. Er malte sich aus, welche Kleidung sie wohl heute tragen würde. Beim letzten Mal kam sie offensichtlich aus der Dusche, denn ihre Haare waren nass und sie trug nur einen weiten weißen Bademantel. Ihre Haut hatte so wundervoll nach Vanille geduftet, dass er gleich am anderen Tag in eine Parfümerie ging und ein Parfüm kaufte, das diesem Vanilleduft entsprach. Dies hatte er dann schön verpackt auf dem Heimweg vor ihre Wohnungstür gelegt. Vielleicht würde sie heute Abend nach diesem Parfüm duften. In Gedanken sah er sie vor sich: Sie war eine Schönheit. Sie trug ihre halblangen, braunen Haare oft hochgesteckt und die cremefarbenen Blusen unter ihren Kostümen schmeichelten dem warmen Olivton ihrer Haut. Ihre haselnussbraunen Augen waren von dichten dunklen Wimpern umgeben und sie trug sehr wenig

Make-up. Martin hatte sich all diese Details eingeprägt von seinen Fotos. Ganz früh morgens hatte er sich auf die Lauer gelegt und hatte einige gute Schnappschüsse mit seiner Digitalkamera von ihr auf dem Weg zur Arbeit machen können. Ihre warmherzige Art hatte ihn gleich bei der ersten Begegnung gefesselt. Auch wenn nur wenige Worte zwischen ihnen beiden gewechselt worden waren, so blieben diese doch in seinem Gedächtnis eingebrannt.

Da sein Job in der Pizzeria erst am späten Nachmittag anfing, hatte er öfter Gelegenheit, vor dem Gebäude, in dem sie arbeitete, zu verharren. Dieses befand sich in der Innenstadt, so dass sein langes Verweilen bei den vielen passierenden Menschen nicht weiter auffiel. Sein glücklichster Moment war gewesen, als sie zu ihrer Mittagspause aus dem Gebäude kam und ganz dicht an ihm vorbeiging. Zwar war er ein bisschen enttäuscht darüber, dass sie ihn nicht erkannt hatte, aber er schob es auf ihre Arbeitsbelastung. Im Vorübergehen fing er einen Hauch von Vanille auf und wusste ganz genau, dass sie sein Parfüm trug. Das machte ihn an diesem Tag zum glücklichsten Menschen auf der ganzen Welt. Bei der Arbeit pfiff er vergnügt vor sich hin und seine Kollegen meinten im Spaß zu ihm: „Na, hast Du Jungspund Dich endlich verliebt, wurde ja auch Zeit." Er grinste sie nur an, aber erwiderte nichts. Sollten sie doch denken, was sie wollten. Er war sich sicher, dass er jetzt den Durchbruch geschafft hatte.

Sorgfältig verstaute Martin den Wärmebehälter mit der Pizza und dem Salat im Kofferraum und stieg in das Auto. Ein kurzer Blick in den Rückspiegel zeigte ihm, dass seine braunen Augen vor Aufregung strahlten. Aufmunternd nickte er sich selbst zu. Während der Fahrt malte er sich aus, wie sie reagieren würde, wenn er endlich die ersten Worte zu ihr sprechen würde, die er wieder und wieder vor dem Spiegel zu Hause geprobt hatte. Natürlich wäre sie zunächst vollkommen sprachlos, dann würde sie ihn sicherlich in die Wohnung hineinbitten. Sie würden dicht nebeneinander auf der Couch sitzen und von ihrem Lieblingsrotwein trinken, den er schon besorgt hatte und ebenfalls aus dem Wärmebehälter hervorzaubern würde. Dann würde er ihr ganz in Ruhe seine Geschichte erzählen und sie an seinen Gefühlen teilhaben lassen. Natürlich würde er auch all die Dinge von ihr wissen wollen, die er sich bisher immer nur zusammenreimen konnte. Bestimmt würden viele Tränen fließen, auf beiden Seiten. Aber auf die Tränen würde auch ganz sicher viel Lachen folgen, gepaart mit gegenseitigem Verständnis. Er sah eine glückliche gemeinsame Zukunft für sie beide voraus. Seine Aufregung wuchs mit jedem Kilometer, den er näher zu ihrer Wohnung zurücklegte. Er musste sich sehr zusammenreißen, um keinen Unfall zu verursachen. Dann war er endlich da. Vor ihrer Wohnung fand er gleich einen Parkplatz. Auch dies war in seinen Augen ein sicheres Zeichen dafür, dass heute endlich der Tag war, auf den er so lange hingefiebert hatte.

Als Martin aus dem Auto stieg, merkte er, wie seine Beine zitterten. Tief durchatmend ging er um den Wagen herum und öffnete den Kofferraum. Der verlockende Duft der Pizza stieg ihm in die Nase. Vielleicht hätte er für sich auch eine Pizza bestellen sollen, dann hätten sie später nach ihrem stundenlangen Gespräch gemeinsam die Pizzen im Ofen aufwärmen und essen können. Aber jetzt war es zu spät dafür und er schüttelte rasch den Gedanken ab. Er ging hinüber zu der Haustür und drückte auf die Klingel mit ihrem Namen. „Ja bitte", meldete sich ihre warme Stimme. „Pizzeria Da Luigi", antwortete er mit belegter Stimme, „ich habe hier Ihre Lieferung." „Bitte in den zweiten Stock", antwortete sie und der Summer ertönte. Er drückte die Haustür auf und ging in das Treppenhaus. Weiter oben hörte er, wie eine Wohnungstür geöffnet wurde und der Lichtschalter gedrückt wurde. Das tat sie immer für ihn, fuhr ihm durch den Kopf. Sie war so fürsorglich. Mit wackligen Beinen ging er die Treppen hinauf. Bevor er um den letzten Treppenabsatz ging, atmete er nochmals tief durch und setzte ein Lächeln auf. Sie wartete in der offenen Tür auf ihn und lächelte ihn an. Martin ging zu ihr, nickte ihr strahlend zu und stellte hastig den Wärmebehälter auf dem Boden ab. Er richtete sich auf, holte tief Luft und wollte gerade anfangen, seinen lange geprobten Eröffnungssatz zu sagen, als sie ihm einen 10-Euro-Schein hinhielt und sagte: „Danke schön, der Rest ist für Sie." Mit offenem Mund schaute er sie an,

unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Sie schaute mit leicht fragendem Blick hinunter auf die Wärmebox und wieder zurück zu ihm. „Ja, natürlich“, stotterte er und bückte sich hastig, um die Pizza und den Salat herauszuholen. Den Wein ließ er unbeachtet in der Box zurück. Als er sich immer noch völlig verwirrt wieder aufrichtete und ihr das Essen in die ausgestreckten Arme gab, dankte sie ihm erneut, drehte sich herum und schloss die Tür hinter sich.

Martin stand noch einige Minuten fassungslos still und starrte die geschlossene Wohnungstür an. Das Licht war schon vor einiger Zeit ausgegangen, doch er merkte es nicht. Dann holte er tief Luft, nickte enttäuscht, drückte den Lichtschalter und hob den Behälter vom Boden auf. Dies war nicht der richtige Moment gewesen, sich ihr zu offenbaren. Doch eines Tages, so schwor er sich wieder, während er langsam die Treppen hinunterging, eines Tages würde er ihr sagen, dass er ihr Sohn war. Ihr Kind, das sie vor sechzehn Jahren gleich nach der Geburt zur Adoption freigegeben hatte. Er würde sie fragen, warum sie das getan hatte und sie bitten, die Lücken in seiner Geschichte mit der Wahrheit aufzufüllen. Er würde ihr keine Vorwürfe machen, doch sie sollte erfahren, wie es für ihn gewesen war, nicht bei seiner leiblichen Mutter aufzuwachsen. Er würde ihr erzählen, wie er all die Jahre nach ihr gesucht hatte und sie schließlich hier in dieser kleinen Stadt gefunden hatte. Und wie er diesen Job angenommen hatte, um ganz nah bei ihr zu sein. Eines Tages, dachte Martin, doch eben nicht heute. Mit neuem Mut stieg er in das Auto ein und fuhr zurück in die Pizzeria.

Anke Hildebrand wurde 1970 in Butzbach geboren. Sie wird sehr oft von akuten Schreibattacken überfallen; diese äußern sich dann mit dem kompletten Eintauchen in ihre erfundene Welt und mit großen Schwierigkeiten, aus dieser wieder aufzutauchen.

Tausend Feuer

Daniel Sand

Die tausend Feuer in meinem Innersten brennen lichterloh und verzehren alles in roter Glut. Nie zuvor spürte ich solch Gefühl, wenn ich dich sah in den Nächten und Sternenfahrten zuvor. Doch dies Feuer zehrt sich in mich hinein mit Gewalt und ohne Unterlaß greift es nach meinem Leben und nach meiner Liebe. So wie ein Kind vor einem prächtigen roten Tor, stehe ich vor mir selbst und sehe mich brennen, nicht vor Leidenschaft, sondern vor Verzweiflung über die Unwichtigkeit meines Dasein.

Der Anblick erinnert mich an die Vulkane des kleinen, blauen Planeten, der gar nur aus Wasser zu bestehen scheint und ich friere bei dem Gedanken, nichts weiter zu sein, als ein Feuer unter vielen in der Dunkelheit. Auch wenn man behaupten mag, jedes Feuer steht für ein Leben, so kann ich mich damit begnügen, nur dahin zu brennen, wie eines unter vielen.

Das Wesen, was ich einstmals war, scheint dahin zu gehen in dieser schlackigen, roten Flut aus geschmolzenem Fleisch. Eine Träne löst sich mir aus den Augen, verdampft auf meiner heißen Haut und dein Lachen löst Stichflammen in meinem Geist aus und scheint mein Ende zu besiegeln. Doch noch steckt Leben in dem gewaltigen Feuer der Nacht. Noch vermagst du es zu löschen, indem du wie Wasser über mich kommst, dich wie ein gebrochener Damm über mich ergießt und mich aus dem Elend zurück ins Licht dieser Welt holst.

Scheinst du mir doch der Schlüssel aller Fragen dieser Welt zu sein, scheint es so, als würde nichts in dieser Welt alleine für sich stehen. Offenbar gibt es für jedes Feu-er auch das entsprechende Gegenstück, etwas, was selbst den größten Brand zu löschen mag, etwas, was im Gegensatz zum Schwarz der Nacht steht.

Wie Lava ergießt sich nunmehr mein Leben über den Abgrund der Gegenwart hinab in die Schlucht der Vergangenheit, verschwindet in der Tiefe der Nacht, dort wo keine Sterne, Kinder der Nacht, mehr existieren. So viele Feuer hast du in mir geschürt, doch keines vermochte mich bisher so zu verzehren, wie dieses. Diesen Tag hatte ich vor so vielen Sonnenkreisen herbei gefürchtet, mich gefragt, ob ich solche Gefüh-le haben kann und wie sie sich wohl zu manifestieren vermögen.

Dieses einzigartige Wesen, das ich einst war, fließt nun hinab in die schwarze Schlucht der Hoffnungslosigkeit und fällt in den See der roten Trauer, dort wo bereits andere Seelen ihr Dasein als heiße Schlacke fristen. Das Leid, was ich dort erfahre, mag mich ein Leben lang begleiten, mir einerseits Hoffnung machen, mir zeigen, das ich nicht alleine bin, mir aber auch andererseits offenbaren, dass ich nur noch in der Schlucht der Gewöhnlichkeit zu vegetieren vermag und nicht mehr, Göttern gleich, am Himmel der Nacht strahlen werde.

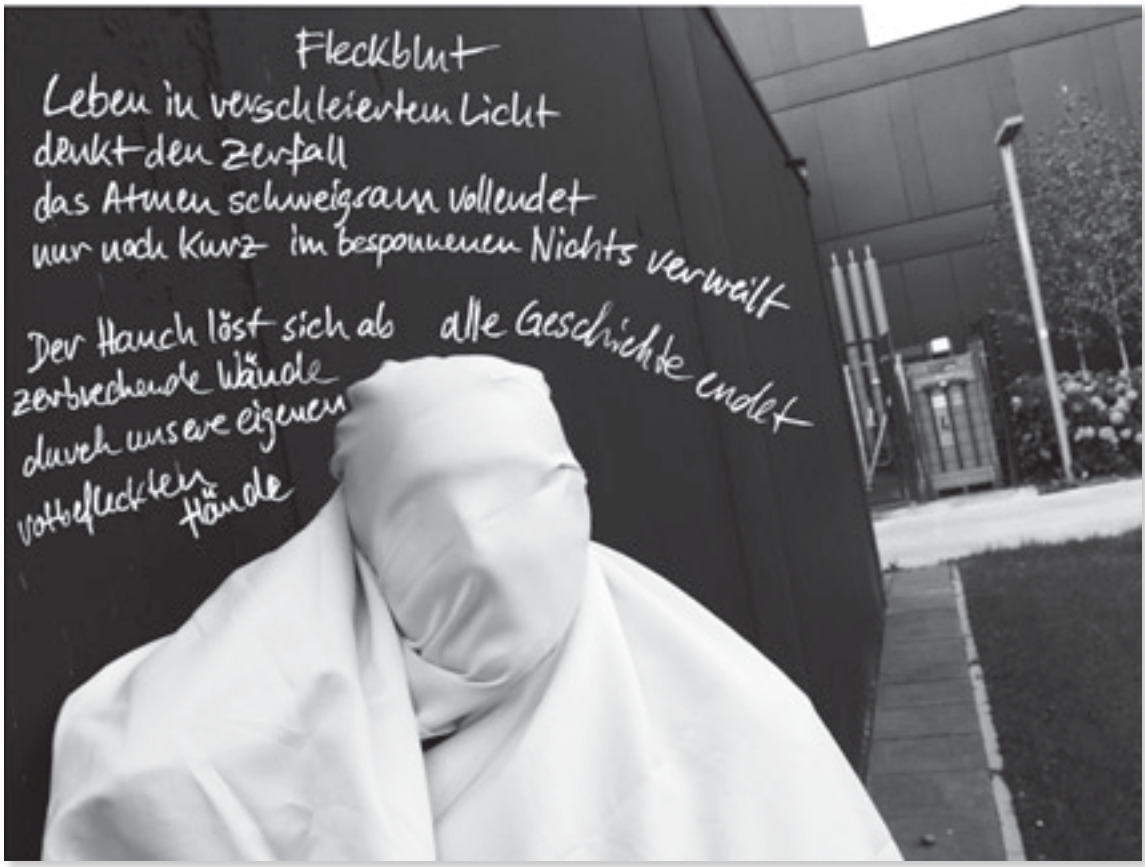
Wie dem auch sein, die Erinnerung an das Leben im Himmel werde ich niemals ver-gessen und auch nicht jene Feuer, die du in mehr geweckt hattest, die mich hoch-trieben in die größten Höhen des Daseins, bis du mich schlussendlich verbranntest.

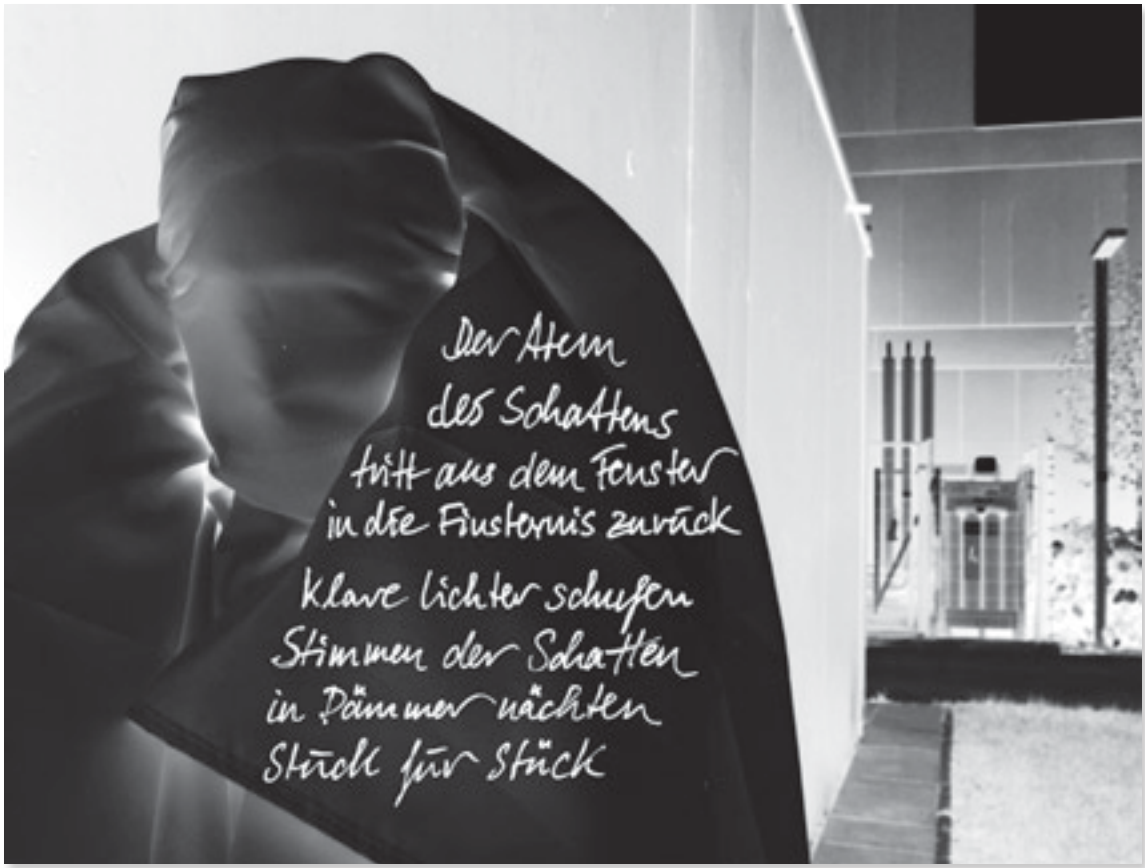
Daniel Sand, geb.1973, ist Autodidakt und hat sich folglich auch die Kunst des Schreibens selbst beigebracht. Literarische Kurse hat er nie besucht, weshalb seine Ausdrucksform nicht jedem zugänglich sein mag. In seinem Herzen trägt er zwiespäl-tige Ansichten und sehr viel Liebe, die er in Textform verarbeitet. Er schickt sich an, dies immer ausgefeilter zu tun.

Impressum
eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.
www.experimenta.de
Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.
Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.
Redaktion: Philipp J. Dingeldey, Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).
Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei.
Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.
Webmaster: Christoph Spanier.
Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.
Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.
Auflage: 18.472
Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@eXperimenta.de
Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.
ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131-eXperimenta-2015-106
Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.
Fotografien und Illustrationen: Jürgen Janson, Steffen Kurz, Isabel Kritzer, Tim Moll
Titelbild: Steffen Kurz
Die Druckausgabe kann für 13,– € plus Porto und Verpackung inkl. MwSt. bestellt werden bei:
print-listl@gmx.de

Fleckblut

Tobias Hainer





Tobias Hainer, freischaffender Musiker und Lyriker. Veröffentlichungen: 2010 Gedichtzyklus „Freies Fließen im biegsamen Korsett“, 2014 Gedichtbildband „Galerie des Entsetzens“, Kontakt: amortisation@riseup.net

Master

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Foto: Steffen Kurz

Geometrie eines unverstandenen Persönlichkeitsanteils

René Merten

Linealus mochten alle – ich eingeschlossen – …eigentlich. Linealus kümmerte sich um mich, unsere Wohnung, unsere Finanzen, die Sauberkeit und Ordnung – und …er war einfach gestrickt. Ich wusste immer genau, wo ich mit ihm dran war und konnte mich auf ihn verlassen. Aber genau das war die Herausforderung: Er verließ sich niemals auf uns! Er verfügte über eine klare Kante, und für ihn war klar, dass Unebenheiten auch möglich sein konnten, aber eben keine Geraden bildeten. Ebendiese zeichnete er aufs Exakteste, meist täglich in unser Leben, auf unsere Weltkugel, vor allem jedoch in unsere Wohnung.

Dass sich ein dreckiger Kaffeebecher wahrhaftig am kommenden Tage noch wegräumen lassen konnte, das war Linealus kognitiv schon nahezubringen. Allein, es kam nie dazu, denn er selbst verbrachte ihn – notfalls des Nachtens – noch schnell in den Geschirrspüler. Frisch gewaschene, trockene aber noch ungebügelte Wäsche stellte für Linealus so eine Art komischen Zwischenzustand, einen unwirtlichen Übergang dar, welcher ab seiner ersten Existenzsekunde einer möglichst umgehenden Beendigung anheim zu geben war. Passierte dies nicht, stapelte Linealus alles fein säuberlich aufeinander, machte kleine – allenthalben spitze – Bemerkungen, mir wie uns allen gegenüber, verteilte Arbeitsaufträge und ließ subtile Mahnhinweise ergehen, wo es ihm gerade einfiel. Manches Mal dominierte Linealus damit die gesamte Fläche unseres Daseins, zeichnete kerzengerade Striche über schräge Kurven drüber, mitten durch krumme Linien hindurch und querfeldein, wie eine Eisenbahnschiene sich durch eine kunterbunt blühende Bergwiese fräst.

Ich persönlich bin Linealus – im Ergebnis – stets zu Dank verpflichtet gewesen. Und es war auch viel weniger die Dankbarkeit an sich als das Verpflichtetsein hierzu, das mich manchmal in den Wahnsinn trieb. Linealus war sehr flach und begnügsam, kauerte meistens stumm in der Lade und lauerte darauf, herausgeholt und angelegt zu werden. Er war ein typischer Flächenländler, dem die Vorstellung von Dimension, Räumlichkeit und Zerklüftung eigenartig befremdend vorkommen musste. Oftmals konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren, dass Linealus mir selbst dann zu Hilfe eilen wollte, wenn ich ihn gar nicht brauchte. Einfach, um mir Sicherheit angedeihen zu lassen, täuschte er geschickt dort Simplizität vor, wo es keine gab. Versuchte ich beispielsweise ein Gedicht zu schreiben, begann er akkurat das Blatt einzurahmen, anstatt mit beim Befüllen desselben helfen zu können. Stand für mich eine unliebsame Aufgabe wie etwa ein schwieriges Telefonat an, priorisierte er dringendst den Mistkübel zu leeren, eiligst das Bücherregal abzustauben oder tunlichst die Pflanzen zu wässern.

Linealus war für mich da, auch wenn ich ihn nicht benötigte, und vielleicht war es ja das, was uns beide so aneinander fesselte: Wir gehörten zusammen und waren aufeinander angewiesen – er wusste das, und ich wusste es auch! Oft ergriff ich deshalb sogar dann noch Partei für ihn, wenn offenkundig war, dass seine strikte, gradlinige und unbeweglich-steife Art gerade total nervig und unangebracht anmutete. Andere lobten ihn ob seiner Konsequenz. Ich lobte ihn niemals – ich lebte mit ihm.

René Merten ist im wunderschönen Traben-Trarbach an der Mittelmosel aufgewachsen und lebt heute zusammen mit seiner Lebenspartnerin in Wien. Der promovierte Rechts- und Verwaltungswissenschaftler ist unter anderem Inhaber der „Absolventenakademie“, einem privaten Trainingsinstitut für Persönlichkeitsentwicklung. Zu seinen bekanntesten Veröffentlichungen gehört „Selbstfindung – Zehn Tage zu Gast in der Benediktinerabtei Königsmünster. Ein Tagebuch mit zehn Aquarellen“, erschienen im Jahr 2012.

Zur Desillusion über Ai Weiwei und China

Xu Pei

Nach meinem zweiten Heimkehrversuch 2002 wehrte ich mich vergeblich gegen die Olympischen Spiele in Peking, wie einst Heinrich Mann gegen die Olympischen Spiele in Berlin. 2008 fühlte ich mich von Ai Weiwei in Peking bestätigt und bestärkt.

Durch die größte Militärparade weltweit in Peking müssten noch mehr Menschen die Parallelen zwischen dem KP-Regime und dem NS-Regime aufgefallen sein, zumal Peking die gigantische Waffenschau zur Gedenkveranstaltung des Sieges über die Faschisten deklarierte. Die rote Fahne der Sowjetunion, die 1945 als Siegeszeichen über Hitler in Berlin flaggte, wurde 70 Jahre später von russischen Soldaten über den Tiananmen-Platz getragen. Dennoch können weder Pekings Propaganda noch Putins Propaganda die Tatsache verdrehen, dass Menschen im Westen Bürgerrechte genießen, während die Menschenrechte in der VR China und in Russland systematisch verletzt werden.

Am Tag vor der Militärparade in Peking behauptete jedoch Ai Weiwei in Berlin, der zuvor eine Verschleppung von 81 Tagen und ein vierjähriges Ausreiseverbot erlitt, dass sich die Menschenrechtslage in der VR China verbessert hätte, im Vergleich zur Kulturrevolution, und es in der VR China besser zuginge, im Verglich zu Nordkorea und Russland.

Wenn man Ais Äußerungen seit seiner Ankunft in Deutschland mit seinem letzten Interview „Wir leben im Zeitalter der Verrücktheit“ vor seiner Verschleppung vergleicht, kommt man leicht zu der Erkenntnis, dass Ai Weiwei nun auch unter dem Stockholm-Syndrom leidet. Damals hatte er die Verfolgung der Bürgerrechtler durch die KP Chinas kritisiert, aber jetzt versucht er zu relativieren.

Da ich wegen der chinesischen Jasmin-Revolution seit dem März 2011 auf Twitter bin, habe ich gemerkt, dass sich Ai Weiwei auch nicht kritisieren lässt, wie seine Peiniger in Peking. Als er verschleppt wurde, habe ich ihn bei jeder Gelegenheit verteidigt. Nun sehe ich mich dazu verpflichtet, ihn mit folgenden Daten und Fakten zu widerlegen.

1. Die VR China ist das einzige Land auf der Welt, in der sogar Säuglinge systematisch umgebracht werden. Die sogenannte „Ein-Kind-Politik“ hat fast alle Chinesinnen zu Abtreibungen gezwungen und viele Familien traumatisiert.

2. In Nordkorea und Russland gibt es auch keinen systematischen Organraub, gegen den ich mich seit 2006 einsetze und den auch das Europa-Parlament 2013 mit einer Resolution verurteilte.

http://www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=-//EP//TEXT+TA+P7-TA-2013-0603+0+DOC+XML+V0//DE&language=DE

3. Nachdem das KP-Regime mit dem Tiananmen-Massaker 1989 die Demokratiebewegung niedergewalzt hat, dürfen die Menschen nur nach Geld streben. Diejenigen, die nach Freiheit streben und das Tiananmen-Massaker thematisieren, werden kriminalisiert und bestraft. Selbst ihre Familienangehörigen und die Angehörigen der Todesopfer beim Tiananmen-Massaker werden verfolgt.

4. Seit dem Juli 1999 werden 100 Millionen Menschen verfolgt, die sich nach „Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Duldsamkeit“ richten. Bis Ende 2013 sind schätzungsweise 3,36 Millionen Chinesen der Falun Gong-Verfolgung zum Opfer gefallen. Verifizierte Todesopfer sind 3880 (Stand 13. September 2015), in der ersten Hälfte dieses Jahres sind es 61.

5. Seit 2009 haben sich 149 Tibeter mit Selbstverbrennungen gegen die Unterdrückung der KP Chinas gewehrt.

Ich könnte noch weitere Daten und Fakten aufführen, denn dank des Internets kann ich mich tagtäglich von dem systematischen Verbrechen in China überzeugen.

Anhand der Veränderung von Ai Weiwei ist zu erkennen, dass das KP-Regime seine Opfer bzw. Geiseln dafür einsetzt, das systematische Verbrechen in China zu vertuschen.

Die nordkoreanischen Kommunisten sind zu arm, um mit Geld als Waffe andere Länder zu unterwandern. Putin hat sich auch nicht erlauben können, innerhalb von 10 Jahren (2004 – 2014) 475 große Propaganda-Zentren, die sich „Konfuzius-Institute" nennen und 851 kleine Propaganda-Zentren, die sich „Konfuzius-Klasse" nennen, weltweit zu finanzieren. Während Propagandisten und PR-Leute aus Peking ausländische Schüler indoktrinieren, dienen auch westliche Lehrkräfte dem Politbüro der KP China als Sprachrohre. Denn dort gelten auch die Verbote der KP Chinas. Die Informationsfreiheit wird dadurch auch im Westen bzw. in Deutschland beschnitten.

Es ist also kein Wunder, dass sieben Jahre nach den Olympischen Spielen in Peking die Leichtathletik-Meisterschaft dort stattfand, ohne Protest und kaum Kritik!

XU Pei

Homepage: **http://dr.xu-pei.de/**

BUCHTIPP

Peter Baum: Im alten Schloß

Philip J. Dingeldey

Das Œuvre vieler bekannter Autoren hat die Bücherverbrennungen des Nationalsozialismus überlebt, aber leider gibt es immer noch viele Bücher, bei denen diese damnatio memoriae des Nazismus' erfolgreich war, die nun als vergessen gelten. Eines dieser Bücher ist die Novellensammlung Im alten Schloß von Peter Baum aus dem Jahr 1908. Denn während seine Freunde Else Lasker-Schüler und Peter Hille heute zum deutschen Literaturkanon gehören, wie auch Robert Musil, für den das literarische Werk Baums enorm prägend war, starb Baum im Ersten Weltkrieg, und die Verbrennungen taten ihr übriges. Kaum ein Germanist, der seinen Namen kennt. Martin A. Völker, der als Literaturarchäologe gilt – er selbst tituliert sich als den „Indianer Jones der Literatur" – möchte mit der Neuherausgabe des Novellenbandes einen „erjagten" verlorenen Schatz wieder der Öffentlichkeit nahebringen und mit einem sehr informativen Essay schmackhaft machen.

Im alten Schloß ist eine Sammlung aus insgesamt sechs Novelletten, die, wie das Gesamtwerk Baums, als frühexpressionistisch und in gewisser Weise avantgardistisch zu klassifizieren sind. Mit abgehackten Sätzen, komplexen Chiffren, einer manchmal nur schwer zugänglichen Metaphorik und Ellipsen schildert Baum hier die menschlichen Abgründe. Mal handelt es sich um einen alten gotthassenden Schlossherren, mal um junge Menschen, die Sex auf dem Friedhof praktizieren; mal um einen Millionärssohn, der sein Lotterleben zelebriert; mal schreibt Baum brutal und plastisch, mal surreal und verworren. Auf den ersten Blick sind also Stil und Handlung der einzelnen Geschichten nicht zusammenpassend. Was jedoch alle Erzählungen eint, ist das Spannungsfeld sowie partiell die Doppeldeutigkeit oder -moral von Zerstörungswut und Zivilisation, von Re-

bellion und Anpassung, von Eros und Agape, von Dike und Schamlosigkeit. Dabei offenbart sich häufig ein krasser Nihilismus der Protagonisten, fast im Sinne Friedrich Nietzsches. Insgesamt sind Stil und Handlung der Texte also doch stimmig, denn genau diese Doppeldeutigkeiten zeigen sich in der sprachlich-inhaltlichen Heterogenität, durch die Traum und Realität – manchmal nur schwer differenzierbar – in den menschlichen Tiefen und Abgründen aufeinanderprallen.

Typisch modern ist also Baums Im alten Schloß, denn es deckt auf der Ebene zwischenmenschlicher privater Beziehungen die Paradoxa der Moderne auf, jedoch ohne sie entschlüsseln oder (postmodern) dekonstruieren zu können oder zu wollen. Vieles in seinen Texten bleibt ein Arkanum. Die Widersprüche verdeutlichen nur den scharfen Bruch der Moderne mit der Tradition, prüfen beide, jedoch ohne etwas adäquat zu kritisieren. In den heterogenen, sich oft mit Ekel befassenden Schilderungen zeigt sich nur die Negierung von beidem – Moderne und Tradition.

Daher verwundert es nicht, dass Baums Werk seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges kaum Beachtung gefunden hat, denn vom literarischen Niveau kann er etwa mit Lasker-Schüler nicht mithalten und vieles an seinen Novelletten ist sperrig, kompliziert sowie nur schwer interpretierbar, und Stil respektive Inhalt machen sein Buch nicht zum angenehmen, schönen Leseerlebnis. Doch genau das macht Im alten Schloß lesenswert. Sein Werk ist unangenehm, seine Protagonisten sind nicht nett, sondern eher pejorativ, die Stories sind keine gute Unterhaltung, sondern das Ganze ist ein hartes, schweres, manchmal auch schmerzhaft ehrliches Werk, das sich nicht zu schade ist, mit einer Ästhetik der Hässlichkeit in schmutzige Tiefen der Psyche, in ein Höllengrauen einzudringen. In einer literarischen Welt der geschlossenen Handlungen, des Neorealismus', der Neobiedermayer-Kultur oder der Entpolitisierung von Literatur und Kunst, kommt Völker als Herausgeber gerade richtig (oder eigentlich eher ein paar Dekaden zu spät), um Baum zu rehabilitieren und sein Œuvre zu reanimieren, um einen Gegenpol zum braven Literaturbetrieb zu generieren.

Peter Baum, *Im alten Schloß,* herausgegeben von Martin A. Völker
Elsinor Verlag, Coesfeld 2015, ISBN: 978-3-942788-25-0, 111 Seiten, 12,80 Euro

INKAS Institut für KreAtives Schreiben

Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein

Wintersemester 2015 / 2016

Das Wintersemester 2015 / 2016 beginnt am 30. Oktober.

Bewerbungen sind erst wieder zum Sommersemester 2016 möglich.

Die Ausschreibung hierfür erfolgt im Dezember 2015.

Weitere Informationen:
www.inkas-institut.de und www.autorenwelt.de

Seminar Kunst – Literatur – Musik

Wichtige Kriterien guter literarischer Texte
Alles Technik oder was?

Mario Andreotti

Ausgehend von einem kurzen Überblick über die Geschichte und über die wichtigsten Grundpositionen der Literaturkritik, zeigen wir an zahlreichen Beispielen aus der neueren, vor allem der zeitgenössischen deutschen Literatur zehn ästhetische Kriterien auf, die es uns ermöglichen zu sagen, warum der eine Text gelungen, der andere eher misslungen ist. Dabei thematisieren wir, gerade im Hinblick auf den Formenreichtum der zeitgenössischen Literatur, die zentrale Frage, wo gegebenenfalls die Grenzen zwischen Hoch-, Unterhaltungs- und Trivialliteratur verlaufen. Schließlich gehen wir auf brennende Themen des heutigen Literaturbetriebs ein: verschiedene Verlagsformen, Verlagsvertrag, Nebenrechtsverwertung, Urheberrecht, Verwertungsgesellschaften, Literaturagenturen, Literaturinstitute und Literaturförderung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten zudem ausreichend Gelegenheit, Fragen aus der literarischen Praxis zu stellen bzw. zu diskutieren.

Literaturhinweis für jene, die sich auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt).

20.11.2015 bis 22.11.2015
Beginn 17.00 Uhr – Ende ca. 16.00 Uhr

Preis: DZ 230,- € / EZ 254,-€ ohne Zimmer 164,- €

Kontakt:

Schwabenakademie Irsee
Klosterring 4
D-87660 Irsee

Tel. 08341 / 906-661 oder -662
Fax 08341 / 906-669

E-Mail: buero@schwabenakademie.de
Internet: www.schwabenakademie.de

Referent

Prof. Dr. Mario Andreotti

Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und an der Fachhochschule für Angewandte Linguistik in Zürich; Mitglied verschiedener Preisgerichte für Literatur; Sachbuchautor, Eggersriet/Schweiz.

Die **eXperimenta** erscheint 11 x im Jahr.

Sie ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 18.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Auch als gedrucktes Exemplar kann man sich die **eXperimenta** bestellen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen.

Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Ihr Redaktionsteam

P.S. Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

Hier könnte
Ihre Anzeige stehen!
Anzeige halbe Seite hoch
265 x 75 mm: € 125,–
Jahres-Abo: € 1.250,–

Aufruf der eXperimenta Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteur(innen)e und Korrespondent(inn)en jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Arbeit von Grafiker Hans-Jürgen Buch, der unserem Magazin sein künstlerisch beachtenswertes Aussehen gegeben hat, oder unserem Webmaster Christoph Spanier, der dafür sorgt, dass Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.

Deswegen bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich 24,– Euro (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen eine Preisliste zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank
Konto: 295460018 • BLZ: 55190000
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMDE55

Anzeige 3-spaltig
(75 x 88,5 mm): € 65,–
Jahres-Abo: € 600,–
Mehr Info unter
redaktion@experimenta.de

Für alle Autorinnen und Autoren zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der eXperimenta

Sabine Reitze

Ausschreibung Literaturförderpreis „Kammweg“ 2016

Einzureichen ist eine Kurzgeschichte in Hochdeutsch oder erzgebirgischer Mundart zum Thema „Gewinn und Verlust“ im Umfang von max. fünf Seiten (eine Seite = 30 Zeilen á 60 Anschläge). Zugelassen sind auch dramatische Texte (Monologe, Dialoge) bis zu maximal fünf Seiten.

Der Wettbewerbsbeitrag ist in sechsfacher Ausführung unter Weglassung des Autorennamens einzusenden.

Der Einsendung sind in einem verschlossenen Umschlag Angaben zur Person beizufügen (Name, Alter, Beruf, Anschrift, Telefonnummer und/oder E-Mail-Adresse sowie ein kurzgefasster Lebenslauf). Darüber hinaus ist eine Übersicht über bisherige literarische Veröffentlichungen erwünscht.

Der literarische Text muss eigenständig verfasst und unveröffentlicht sein und es mindestens bis zur Bekanntgabe der Preisträger bis Ende Juni 2016 auch bleiben.

Jeder Einsender darf nur einen Wettbewerbsbeitrag einreichen. Dieser ist an folgende Adresse zu senden:

Kulturraum Erzgebirge-Mittelsachsen
Bahnhofstraße 8a
09557 Flöha

Der Einsender erklärt sich mit seiner Teilnahme damit einverstanden, dass sein Wettbewerbsbeitrag im Rahmen des Literaturwettbewerbes, immer unter Nennung des Autorennamens, unentgeltlich veröffentlicht werden kann.

Die eingesandten Bewerbungsunterlagen können aus Kostengründen nicht zurückgesandt werden. Unvollständige bzw. regelwidrige Einsendungen werden nicht berücksichtigt. Begründungen bezüglich nicht ausgewählter Einsendungen erfolgen nicht. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Der Kulturraum Erzgebirge-Mittelsachsen bestätigt jedem Teilnehmer spätestens nach Ablauf des Bewerbungszeitraumes den Erhalt der Einsendung und die Teilnahme am Wettbewerb.

Kontaktperson: Haike Haarig Tel.: 03726 / 784 547-16 (Mo–Do)

E-Mail-Adresse: **kammweg@erzgebirge-mittelsachsen.de**

Im ersten Halbjahr des Jahres 2016 wird der KAMMWEG-Literaturförderpreis im Rahmen einer Festveranstaltung an die Förderpreisträger überreicht.

Dotierung: 1500,– Euro

Einsendeschluss ist der 31.10.2015.

Webseite: **http://www.kulturraum-erzgebirge-mittelsachsen.de**

Kreativ- und Schreibwettbewerb #netzheldin

Für den Wettbewerb werden Geschichten von und über Netzheldinnen gesucht, wie sie sich im Internet bewegen, welche Erfahrungen sie machen und wie sie mit Cybergewalt, Hasskommentaren und Shitstorms umgehen.

Der Wettbewerb ist offen für alle Ausdrucksmöglichkeiten wie zum Beispiel Erzählungen, Songs, Rap-Texte, dem Erfinden einer geschlechtergerechten Nettiquette oder virtuellen, weiblichen Figuren, die als Heldinnen im Internet unterwegs sind.

Die Teilnahme am Kreativ- und Schreibwettbewerb ist kostenlos. Teilnehmen dürfen Mädchen und Frauen im Alter von 12 bis 25 Jahren, möglich sind sowohl Einzel- als auch Gruppenarbeiten. Der Beitrag muss in deutscher Sprache verfasst sein.

Texte sollten 6.000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht (wesentlich) überschreiten, auch kurze Texte sind herzlich willkommen!

Alle anderen Einsendungen (Bilder, Filme, Collagen Kunstwerke, Webseiten) müssen im Netz darstellbar sein.

Alle Beiträge bitte an **redaktion@lizzynet.de** schicken mit dem Betreff #netzheldin sowie der Angabe des Alters, der Postleitzahl und der aktuellen E-Mailadresse.

Dotierung: Sachpreise im Wert von über 1500,– Euro (E-Reader, Smartphone, Bücher, Gutscheine, Filme u.v.m.)

Einsendeschluss ist der 06.01.2016.

Webseite: **http://www.lizzynet.de/netzheldin.php**

Autorenwettbewerb 2015/16 von VHS und Stadt Landsberg am Lech

Die Schreibwerkstatt der VHS Landsberg und die Stadt Landsberg am Lech schreiben für das Jahr 2015 einen Autorenwettbewerb aus.

Zum Thema „Sagenhafte Verbrechen aus dem Lechrain“ können bislang unveröffentlichte Kurzkrimis eingereicht werden.

Die weitreichendste Beachtung als regionale Landschaftsbezeichnung fand der Lechrain durch die 1855 erschienene volkskundliche Dokumentation „Aus dem Lechrain“ von Carl Freiherr von Leoprechting. Die Schilderung von bäuerlichem Brauchtum und Volksglauben gilt bis heute als klassisches Werk der Volkskunde. Heute ist vor allem die alteingesessene Bevölkerung Träger eines speziellen „lechrainischen“ Sonderbewusstseins. Trotz des schleichenden Rückzugs der regionalen Eigenheiten in Sprache und Brauchtum ist der Lechrain immer noch eine kulturell und historisch besonders geprägte Landschaft und kann von den umgebenden Regionen (Allgäu, Oberland) abgegrenzt werden. Quelle: Wikipedia.

Bedingung für eine Teilnahme ist, dass im Text das Motiv einer historischen Sage aus dem Lechrain vorkommt, bzw. beschrieben wird (z.B. das Feidlnanderl, der Mann ohne Kopf in der Pitzlinger Teufelsküche, die drei Späne zu Lichtenberg, das schwarze Pferd von Kaufering, etc.). Die Krimis müssen auch im Gebiet des sogenannten mittleren Lechrains verortet werden, also im Wesentlichen im Gebiet des heutigen Landkreises Landsberg am Lech.

Nähere Hintergründe zur geografischen Lage und zu den möglichen Sagenmotiven erhalten Sie auf der Webseite des Liccaratur-Verlages: **www.liccaratur-verlag.de.**

ACHTUNG! Keine Fantasy, obwohl das Thema mit Sagen und Mythen ausgeschrieben ist.

Pro Autor/Autorin darf nur eine Geschichte eingereicht werden, deren Urheber der Einreicher sein muss. Textumfang: Wir bitten, Manuskripte in 12-Punkt-Schrift, Typ Courier, bis maximal zehn Normseiten (60 Anschläge à 30 Zeilen = 1.800 Anschläge) einzureichen. Längere Geschichten werden nicht berücksichtigt! Gedichte, Theaterstücke, Songtexte, etc. finden ebenfalls keine Berücksichtigung. Bitte reichen Sie Ihren Beitrag jeweils ausgedruckt und auf CD-Rom gebrannt / USB-Stick gespeichert in einem gängigen Textformat (DOC, DOCX, TXT, PAP, etc.) ein.

Das Manuskript ist zu anonymisieren und mit einem Kennwort (z.B. Josy-1971) zu versehen. Die Anschrift des Autors/der Autorin mit Telefonnummer und Mail-Adresse bitten wir in einem verschlossenen Begleitbrief beizulegen. In einem DIN A4-Umschlag sind also folgende Unterlagen einzureichen:

1 x Manuskript, ausgedruckt (mit Kennwort versehen),

1 x Manuskript auf CD-Rom gebrannt / USB-Stick (mit Kennwort versehen) und

1 x Umschlag, verschlossen mit persönlichen Daten (ebenfalls mit Kennwort).

Der Autor/die Autorin erklärt sich ausdrücklich mit einer Lektorierung des Textes einverstanden. Eingereichte Beiträge müssen bis zur öffentlichen Preisverleihung im Oktober 2016 unveröffentlicht bleiben. Im Internet eingestellte Texte gelten als veröffentlicht.

Kontaktmöglichkeit

Für Fragen zu den Sagenmotiven des Lechrains:

Uschi und Klaus Pfaffeneder, **klaus.pfaffeneder@t-online.de**, **www.liccaratur-verlag.de**

Einsendeadresse:

Volkshochschule Landsberg am Lech
Stichwort „Autorenwettbewerb“
Herkomerstraße 110
86899 Landsberg am Lech

Verleihung:

Die Preisverleihung findet im Oktober 2016 im Rahmen eines Festabends in einer typischen Lokalität am Landsberger Lechrain statt. Zu diesem Termin ist auch die Anthologie erhältlich. Die 15 veröffentlichten Autoren werden zu Lesungen im Rahmen des Festabends eingeladen.

Dotierung:

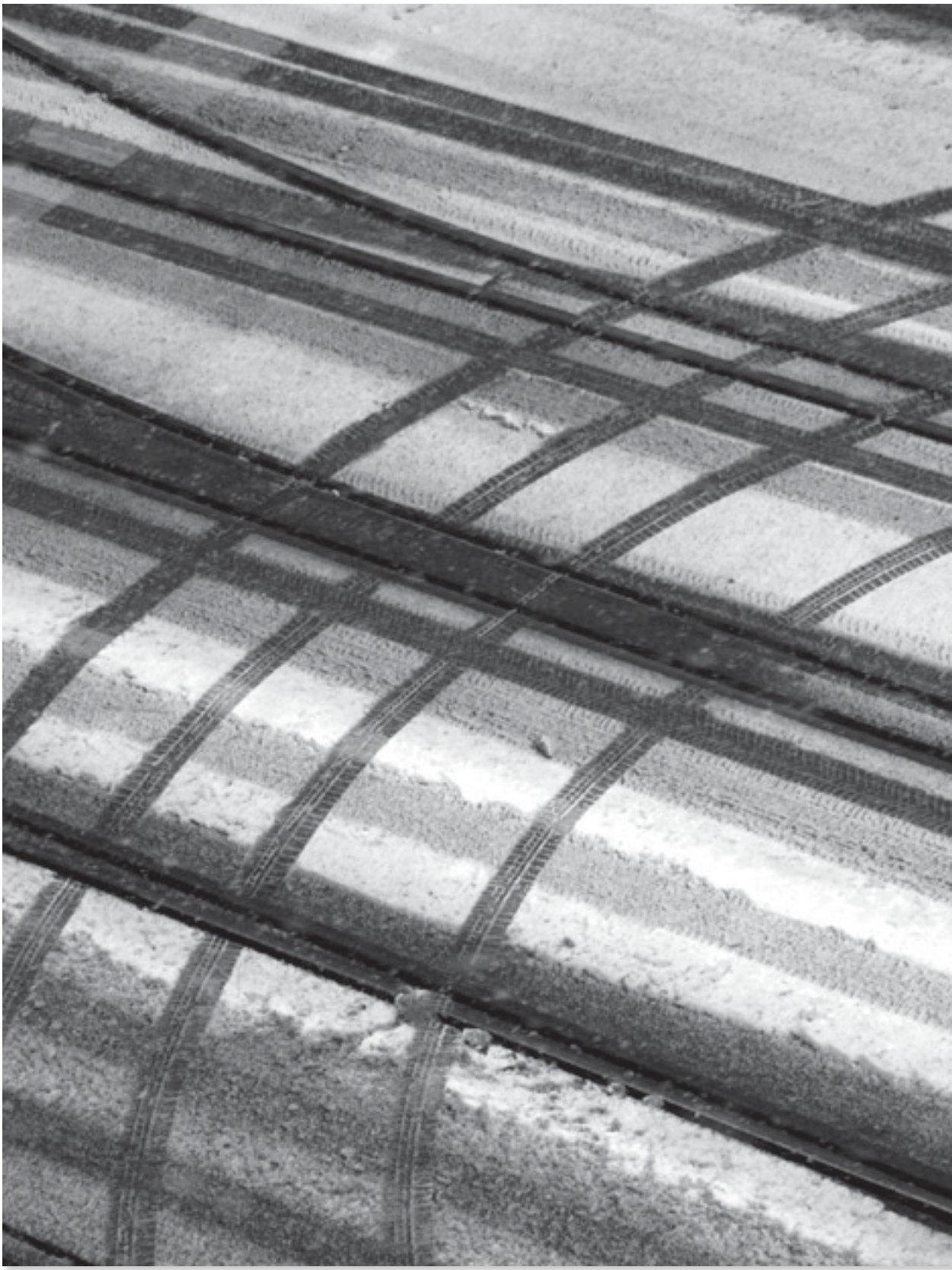
Die besten 15 Beiträge werden in einer Anthologie im Herbst 2016 vom Liccaratur-Verlag veröffentlicht. Mit der Einreichung des Textes akzeptiert der Autor/die Autorin, dass der Text ohne weitere Vergütung in einer Anthologie veröffentlicht wird. Alle Gewinnerautoren erhalten je zwei Belegexemplare.

Die fünf Erstplatzierten erhalten attraktive Geld- und Sachpreise.

Einsendeschluss ist der 17.01.2016.

Webseite: **http://www.liccaratur-verlag.de**

Foto: Steffen Kurz



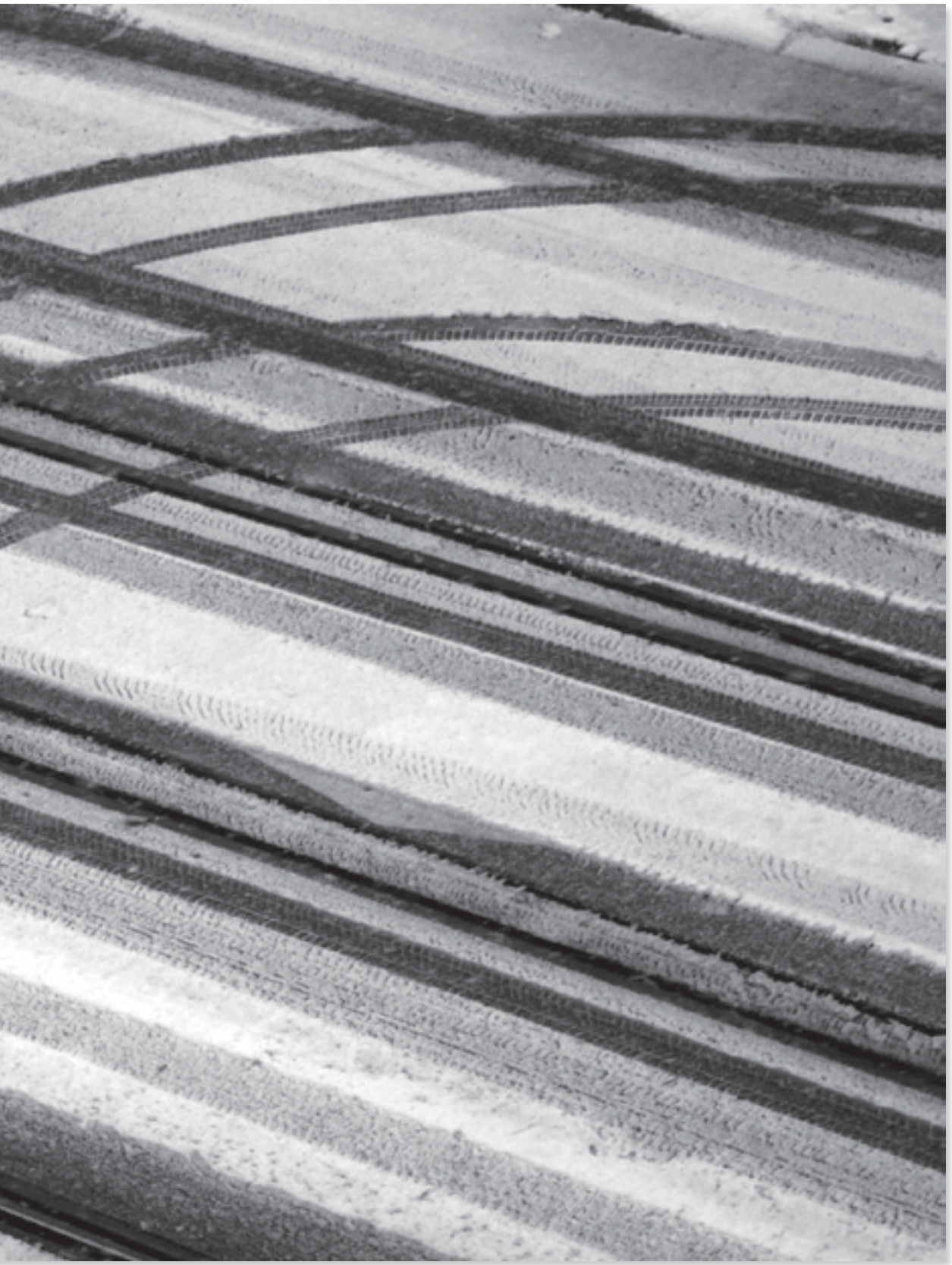


Foto: Steffen Kurz

eXperimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Zerwühlte Laken
vertrauen auf Wiederkehr
Duft auf meiner Haut

Ina Leisenheimer

Foto: Steffen Kurz

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de